

Christoph T. M. Krause (Hg.) – Die Leiden des schwulen Grafen

Eine Wertheriade nach Theodor Fontane

Über dieses Buch.

Ein reicher Adelsmann namens Waldemar lernt auf einer Gesellschaft den Burschen Bolle kennen, der niederen Standes ist, und verliebt sich verbotswidrig und mit Haut und Haaren in diesen. Schon alleine fast tägliche Besuche auf Bolles Zimmer beunruhigen alle nicht direkt Beteiligten der jeweiligen Familien, sowohl aus der Sicht des Adels als auch der des Kleinbürgertums, und werden in Berlin zum brisanten Stadtgespräch.

Dabei spielt es erstaunlicherweise eine untergeordnete Rolle, dass sich hier zwei Männer zu lieben scheinen, sondern im Vordergrund steht hauptsächlich die Tatsache, dass Waldemar für jemanden „unter Stand“ Interesse zeigt. Nachdem dieser sich bei seinem Onkel, einem angesehenen Grafen, Rat sucht, wie und ob er seinen Eltern seine Liäson beichten soll, erfährt Bolle von dieser „Veröffentlichung“ und zieht sich daraufhin aus Angst vor Konsequenzen jeglicher Art von Waldemar zurück. Waldemar aber, der bereits durch seine Beteiligung am Krieg und eine dadurch erlittene Verwundung gesundheitlich und seelisch stark geschwächt ist, kann diese Zurückweisung nicht verwinden und beschließt, seinem Leiden ein Ende zu setzen. Aus Angst bleibt sein Revolver unbenutzt, wird jedoch durch eine Giftkapsel ersetzt, die ihr zerstörerisches Werk an einem blutjungen Adligen vollendet.

Bolle bleibt schwer angeschlagen und für die Zukunft auf ewig gezeichnet, einsam im Hause seiner Schwester zurück.

Weitere Romane und Sachbücher des Autors
Christoph T. M. Krause: www.kaybook.de

Christoph T. M. Krause (Hg.)

Das Leiden des schwulen Grafen

Eine Wertheriade nach Theodor Fontane

© 2025 Christoph T. M. Krause
Umschlaggestaltung, Illustration: Christoph T. M. Krause.
Autor Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.
Verlag + Druck: tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5,
22926 Ahrensburg.

978-3-384-54767-5 (Paperback)

978-3-384-54768-2 (Hardcover)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung
des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung
und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten
Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Buch ist Ralf Thamm gewidmet.

INHALT	7
Über dieses Buch	2
Widmung.	8
Vorwort.	9
Teil I. Einleitendes.	11
1. Vorbemerkung zu den Hintergründen.	13
2. Die Rechtslage der Homosexualität in Deutschland. Chronologischer Überblick. Ein Wikipedia-Artikel (Auszug).	15
3. „§ 175 Strafgesetzbuch (Deutschland)“. Ein Wikipedia-Artikel (Auszug). 1872.	21
4. Homosexualität im Deutschen Kaiserreich. Ein Wikipedia-Artikel (Auszug).	23
5. Die Geschichte der Homosexualität. Ein kurzer Abriss mit weiterführenden Links.	27
6. Begriffsgeschichte der Homosexualität. Ein Wikipedia-Artikel (Auszug).	35
7. „Stine (Fontane)“ Ein Wikipedia-Artikel (Auszüge)	51
Teil II. Das Buch. Die Kapitel 01-16	63 - 227
Epilog.	238
Bildquellen.	239

Vorwort.

Das Vorlagenoriginal „**Stine**“ des Autors Theodor Fontane, steht, von Fontane ungewollt, in einer Linie mit einem anderen Original, dem Briefroman der Weltliteratur, von Johann Wolfgang von Goethe: „Die Leiden des jungen Werther“.

Die Nachfolgeromane des Werthers werden Wertheriaden genannt und behandeln recht unterschiedliche Motive für die Selbsttötungen junger Männer aus Liebe.

Im hier vorliegenden Roman, kommt zu einer Problematik der schwulen Orientierung eines adligen Grafen eine noch „darüber“ aufscheinende Thematik von aristokratisch bedingten Standesunterschieden hinzu, die die beschriebene Männerliebe deutlich überdeckt bzw. in den Hintergrund rückt.

Im Original verfasste Fontane seinen Roman als Gesellschaftskritik an den absurden Standesdünkeln des ausgehenden 19. Jahrhundert, vor allem im Deutschen Reich, das eh von tradierten Moralvorstellungen und Missliebigkeiten geprägt war und sich selbst und seine eigene Weiterentwicklung, bereits lange und immer weiter, blockiert hatte.

Wir wagen hier nunmehr den Versuch, diesen weit überholten Standesdünkel mit einer weiteren, fiktiven Überspitzung herauszufordern, auch um herauszuarbeiten, welche Challenge tatsächlich die Wichtigste gewesen wäre.

Nicht genug, dass, im Fontane'schen Original, zwei heterosexuelle Menschen, die kleinbürgerliche Stine, von niedrigem Stand, mit dem schicken, gutaussiehenden, adligen Grafen Waldemar zusammenstößt und bereits durch dessen Besuche bei Stine einen handfesten Skandal auslöst.

Im hiesigen Roman wird aus Stine Bolle, der vom gleichen Grafen Waldemar auch hier vergöttert wird.

Als Waldemar, und dies in beiden Versionen, seinen Onkel um Rat fragt, ob und wie er seine Eltern einweihen könnte, um deren Absolution für diese Verbindung zu erwirken, rät dieser ab, eben weil es die gesamte Adelsfamilie in einen Skandal stürzen würde. Durch die Hinzufügung bzw. Änderung dieses einen Aspekts, vom „Fräulein“ Stine zum jungen Bolle zu wechseln, wird die Absurdität der gesellschaftlichen Gepflogenheiten dieser Zeit erst recht bzw. erst richtig deutlich. Ob es sich je so zugetragen haben würde, ist und bleibt unklar, ist jedoch für die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse des Deutschen Kaiserreiches obsolet.

Lassen wir es als Mahnung auf uns wirken, dass es bei Diskriminierung und Desavouierung nie um reale Fakten oder ebensolche Bedingungen geht, sondern, immer und ausschließlich, um Machtinteressen oder traditionelle Zwänge.

Teil I

Einleitendes

Teil I.01.

Vorbemerkung zu den Hintergründen.

Der Protagonist in diesem Roman, Waldemar, ist ein schwuler, adliger Graf, der, in der Zeit des Deutschen Kaiserreichs (1871-1918), mit Standesdünkel und Verboten zu kämpfen hat, weil er sich in den Kleinbürgerlichen Bolle verliebt hat. Er ist nun abhängig von den Einschätzungen und dem Rat seiner Familie, inwieweit er seine Liebe zu Bolle überhaupt leben kann, ohne einen weitreichenden Skandal auszulösen, nicht etwa, weil er „nur“ schwul ist, sondern, weil er sich weit unter Stand verbinden will.

Um die Hintergründe seiner Zeit (Deutsches Kaiserreich) besser verstehen zu können, werden hier zunächst die rechtlichen und gesellschaftlichen Hintergründe dieser Zeit, bzgl. Homosexualität, beleuchtet. Denn diese Umstände sind entscheidend für seine Fremd- und Eigenwahrnehmung.

Je mehr er an die, wenn auch zunächst nur familieninterne Öffentlichkeit geht, desto größer werden die Probleme. Der kleinbürgerliche Bolle bekommt daraufhin Angst, in diesen Strudel hineingerissen zu werden und wendet sich gezwungenermaßen von Waldemar ab.

Dies besiegelt Waldemars Schicksal, er weiß keinen Ausweg mehr.

Teil 1.02.

Die Rechtslage der Homosexualität in Deutschland. Chronologischer Überblick. Ein Wikipedia-Artikel (Auszug)

Datum	Ereignis
[...] „	
1532	Constitutio Criminalis Carolina (§ 116; Beginn der zivilen Strafbarkeit)
05.02.1794	Verkündung des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten (§§ 1069–1072)
01.06.1794	Inkrafttreten des Allgemeines Landrechts für die preußischen Staaten (§§ 1069–1072, subsidiär)
1791, 1810	Homosexualität wird durch den Code Pénal in Frankreich und danach in einigen beeinflussten Gebieten straffrei
1813	Homosexualität wird in Bayern straffrei
14. 04.1851	Verkündung des Preußischen Strafgesetzbuchs (PStGB, § 143)
01.07.1851	Inkrafttreten des Preußischen Strafgesetzbuchs (PStGB, § 143)
31.05.1870	Verkündung des Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund (§ 152)
01.01.1871	Inkrafttreten des Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund (§ 152)
15.05.1871	Verkündung des Reichsstrafgesetzbuchs (RStGB, § 175)
01.01.1872	Inkrafttreten des Reichststrafgesetzbuches (RStGB, § 175) in allen Reichsteilen

28.06.1935	Beschluss der Verschärfung des § 175 sowie der neuen § 175a und § 175b durch die Nationalsozialisten
01.09.1935	Inkrafttreten der Verschärfung durch die Nationalsozialisten
DDR	
1945	bis 1949 uneinheitliche Entwicklung in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ)
1945	SBZ Thüringen: Abmilderung etwa auf den Entwurf von 1925
1948	SBZ Sachsen-Anhalt: Abmilderung auf die Version der Weimarer Republik
1949	Fassung für die gesamte DDR, § 175 enthält wieder Sodomie, § 175b ist aufgehoben
1950	Kammergericht Berlin für die ganze DDR: Fassung von 1872 ist gültig, aber mit § 175a von 1935
1954	Kammergericht Berlin für die ganze DDR: Für § 175a sind keine beischlafähnlichen Handlungen notwendig
1957	Strafrechtsänderungsgesetz erlaubt Nachsicht, wenn es keine Gefahr für die sozialistische Gesellschaft darstellt
1957	Kammergericht Berlin für die ganze DDR: Bei gewöhnlichem § 175 Einstellung wegen Geringfügigkeit
12.01.1968	Beschluss des Strafgesetzbuchs der DDR (StGB-DDR, § 151): Nur noch Erwachsene mit Jugendlichen (jetzt bis 18) strafbar, sowohl bei Schwulen und Lesben

01.07.1968	Inkrafttreten des Strafgesetzbuchs der DDR (StGB-DDR, § 151)
11.08.1987	Oberstes Gericht der DDR hebt Urteil wegen § 151 auf
1988	Beschluss des Strafrechtsänderungsgesetzes: § 151 wird gestrichen, einheitliches Schutzalter (§ 148: 14 Jahre, bei Missbrauch durch Gewährung von Geschenken etc. § 149: 16 Jahre)
01.07.1989	Inkrafttreten des Strafrechtsänderungsgesetzes
Bundesrepublik Deutschland bis zur Wiedervereinigung	
1949	§ 175 und § 175a in der Fassung von 1935 offiziell übernommen
1955	Einreichung einer Verfassungsbeschwerde gegen § 175 und § 175a
10.05.1957	Bundesverfassungsgericht weist die Beschwerde zurück, Fassung von 1935 ist kein nationalsozialistisch geprägtes Recht
25.06.1969	Verkündung des 1. StrRG: Nur mehr strafbar, wenn mind. einer über 18 und einer unter 21 Jahre, Prostitution und verschiedenen Autoritätsverhältnissen
01.09.1969	Inkrafttreten des 1. StrRG
28.11.1973	Inkrafttreten der Reform des Sexualstrafrechts: Unzucht → Sexuelle Handlungen, nur noch Erwachsene mit Jugendlichen (jetzt bis 18) strafbar

Deutschland seit der Wiedervereinigung 1990	
10.03.1994	Verabschiedung des <u>29. Strafrechtsänderungsgesetzes</u> (29. StrÄndG) im Deutschen Bundestag (...) Aufhebung des § 175, Rechtsangleich Bundesrepublik/DDR
31.05.1994	Ausfertigung des 29. StrÄndG
10.06.1994	Verkündung des 29. StrÄndG im <u>Bundesgesetzblatt</u> (BGBl. 1994 I S. 1168)
11.06.1994	<u>Inkrafttreten</u> des 29. StrÄndG
17.05.2002	Verabschiedung des Gesetzes zur Änderung des <u>Gesetzes zur Aufhebung nationalsozialistischer Unrechtsurteile in der Strafrechtspflege</u> (NS-AufhGÄndG) im Deutschen Bundestag: (...) Symbolische Rehabilitierung der Verurteilten zwischen 1935 und 1945
23.07.2002	Ausfertigung des NS-AufhGÄndG
26.07.2002	Verkündung des NS-AufhGÄndG; (...) Inkrafttreten am folgenden Tag
23.03.2017	Zusicherung einer Entschädigung für noch lebende Verurteilte nach § 175 durch das Bundeskabinett (...)
22.07.2017	Inkrafttreten des <u>Gesetzes zur strafrechtlichen Rehabilitierung der nach dem 8. Mai 1945 wegen einvernehmlicher homosexueller Handlungen verurteilten Personen</u> , Aufhebung von Strafurteilen und Entschädigungen auf Antrag (...)

23.07.2021	Inkrafttreten des <u>Gesetzes zur Rehabilitierung der wegen einvernehmlicher homosexueller Handlungen, wegen ihrer homosexuellen Orientierung oder wegen ihrer geschlechtlichen Identität dienstrechtlich benachteiligten Soldatinnen und Soldaten</u> , Aufhebung von wehrdienstgerichtlichen Urteilen und pauschalisierte Entschädigung auf Antrag (...)
	[...]
Quelle:	
Bibliografische Angaben f. „§ 175 Strafgesetzbuch (Deutschland)“	
Seitentitel:	§ 175 Strafgesetzbuch (Deutschland)
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	13. November 2024, 16:11 UTC
Versions-ID der Seite:	250311150
Permalink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=%C2%A7_175_Strafgesetzbuch_(Deutschland)&oldid=250311150
Datum des Abrufs:	07. Dezember 2024, 17:14 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammer ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Teil I.03

§ 175 Strafgesetzbuch (Deutschland). Ein Wikipedia-Artikel (Auszug). 1872.

[...] „

Am 1. Januar 1872 wurde *[sic!]* aus dem exakt ein Jahr zuvor in Kraft getretenen Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes *[sic!]* das Strafgesetzbuch des Deutschen Reichs.

Damit waren beischlafähnliche Handlungen zwischen Männern *[sic!]* auch in Bayern *[sic!]* wieder strafbar. Nahezu wortgleich mit seinem preußischen Vorbild *[sic!]* aus dem Jahre 1851 *[sic!]* bestimmte der neue § 175 des Reichsstrafgesetzbuchs (RStGB):

„Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Thieren begangen wird, ist mit Gefängniß zu bestrafen; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.’

Die Mindeststrafe wurde *[sic!]* gegenüber § 143 des *Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten* *[sic!]* von sechs Monaten *[sic!]* auf einen Tag reduziert.

Das Höchstmaß der Gefängnisstrafe wurde von vier auf fünf Jahre (allgemeines Höchstmaß gem. § 16 StGB) erhöht. [...]

Bibliografische Angaben f. „§ 175 Strafgesetzbuch (Deutschland)“ (Auszug)	
Seitentitel:	§ 175 Strafgesetzbuch (Deutschland)
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	13. November 2024, 16:11 UTC
Versions-ID der Seite:	250311150
Permalink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=%C2%A7_175_Strafgesetzbuch_(Deutschland)&oldid=250311150
Datum des Abrufs:	15. Dezember 2024, 17:18 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammer ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Teil I.04

Homosexualität im Deutschen Kaiserreich. Ein Wikipedia-Artikel. (Auszug)

”

Homosexualität im Deutschen Reich.

[...]

Deutsches Kaiserreich

Während des Deutschen Reiches war Homosexualität *[sic!]* wegen der damals herrschenden Moralvorstellungen *[sic!]* gesellschaftlich und politisch geächtet.

1869 erwähnte erstmals Karl Heinrich Ulrichs von der Polizei geführte „Urningslisten“ (Rosa Listen), in denen *’fortlaufende Personalnotizen über mehr als 2.000 in Berlin wohnende Urninge’* aufgezeichnet seien.

Am 15. Mai 1871 *[sic!]* wurde der § 175 eingeführt und damit sexuelle Handlungen zwischen Personen männlichen Geschlechts wieder im ganzen Kaiserreich unter Strafe gestellt.

Am 15. Mai 1897 *[sic!]* gründeten Magnus Hirschfeld, Max Spohr ^[1], Eduard Oberg und Franz Joseph von Bülow das „Wissenschaftlich-humanitäre Komi-

[¹ Max Spohr ist der schwulenfreundliche, jedoch angeblich selbst nicht homosexuelle, sehr schwulenpolitisch aktive Verleger vieler schwuler Publikationen der Zeit]

tee“. Es gilt als erste Organisation der Geschichte, die sich um eine liberalere Einstellung zur Homosexualität [*in Deutschland, Hinzuf. d. Verf.*] bemühte.

Das Ziel des Komitees lag [*sic!*] vor allem [*sic!*] in der Beseitigung des § 175 [*der Verbotsparagraph gegen Homosexualität, Hinzuf. d. Verf.*]. Dabei arbeitete es eng mit dem 1919 [*sic!*] ebenfalls von Hirschfeld eröffneten „Institut für Sexualwissenschaft“ zusammen und übernahm zahlreiche [*sic!*] dort entwickelte [*sic!*] wissenschaftliche Theorien. Diese beschrieben Homosexuelle als ein biologisches [*sic!*] drittes Geschlecht [*sic!*] zwischen Mann und Frau.

Homosexualität sollte nicht länger strafrechtlich verfolgt werden, da es sich um eine angeborene Eigenschaft handele. (...) Hirschfeld gelang es durch eine 1899 durchgeführte Umfrage (...), Erkenntnisse vom tabuisierten Leiden der Homosexuellen zu erlangen, indem er Pfarrer nach ihren Seelsorge-Erfahrungen befragte. Es handelt sich um ein wichtiges sozialpsychologisches Zeitdokument.

1898 wies *August Bebel*, Vorsitzender der SPD und Unterzeichner der ersten Petition des „Wissenschaftlich-humanitären Komitees“, darauf hin, dass die Berliner Polizei Listen mit Namen von Homosexuellen führe, die später als „Rosa Listen“ [*diese wurden noch bis in die 1980er Jahre geführt, Hinzuf. d. Verf.*] bezeichnet wurden.

In den Jahren 1907 bis 1909 [*sic!*] kam es zu einer Reihe von Gerichtsverfahren wegen homosexuellen Verhaltens, wobei prominente Mitglieder des persönlichen Umfeldes von Kaiser Wilhelm II. betroffen

waren. Die sogenannte „Harden-Eulenburg-Affäre“ drehte sich zunächst lediglich um einen Streit zwischen Philipp zu Eulenburg und dem Journalisten Maximilian Harden, der sich jedoch ausdehnte und heute als der größte Skandal des zweiten deutschen Kaiserreichs gilt. (...) [...]“

Bibliografische Angaben f. „Homosexualität in Deutschland“ (Auszug)	
Seitentitel:	Homosexualität in Deutschland
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	26. November 2024, 02:50 UTC
Versions-ID der Seite:	250691869
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Homosexualit%C3%A4t_in_Deutschland&oldid=250691869
Datum des Abrufs:	14. Dezember 2024, 07:40 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammer ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Teil I.05

1. Die Geschichte der Homosexualität. Ein kurzer Abriss.

Jahrhunderte lang waren Homosexuelle bzw. queere Menschen allgemein, in der (deutschen) Geschichte Opfer von Diskriminierung und litten sogar unter staatlicher Todesgefahr, zuletzt in Deutschland unter dem Naziregime (1933-1945).

1. Antike.

In der Antike, in Griechenland oder Rom, sah die Situation zunächst noch anders aus. Auf bestimmte Weisen waren Homosexuelle bzw. deren Verhältnisse zu- und miteinander, von den unterschiedlichsten, gesellschaftlichen Anhängigkeiten oder machtgesteuerten Verhältnissen bestimmt, abhängig davon, wie genau die sexuellen Verhaltenspräferenzen (z.B. „aktiv“ oder „passiv“) „konzipiert“ waren.

Unter „aktiv“ verstand man die körperliche Penetration des Geschlechtsteils eines Mannes in dasjenige des Partners oder der Partnerin, während „passiv“ bedeutete, dass der Partner oder die Partnerin auf der „anderen Seite“ dementsprechend körperlich „empfangend“ handelte.

Führte ein Familienvorstand eine Beziehung mit einem „Lustknaben“, so war dieses Verhältnis respek-

tiert, wenn der Jüngere (meist der Knabe) eine sexuell passive Rolle einnahm und zusätzlich Sklave war. Tat dies aber der Ältere (der Patriarch der Familie), wurde dies als unmännlich angesehen. Homosexualität war also gesellschaftlich durchaus üblich und akzeptiert, aber unterlag bestimmten kruden Ausgestaltungsvorgaben, die nichts mit Gleichberechtigung oder gesellschaftlicher Anerkennung per se zu tun hatten.

Da dieser Bereich in der Antike sehr komplex ist, kann er hier nicht in extenso dargelegt werden. Für interessierte Leser:innen führen die folgenden Internetlinks zu den entsprechenden weiteren Informationsquellen:

a) Homosexualität im Römischen Reich:

https://de.wikipedia.org/wiki/Homosexualität_im_Römischen_Reich

b) Homosexualität in antiken Griechenland:

https://de.wikipedia.org/wiki/Homosexualität_im_antiken_Griechenland

2. Das Christentum.

Als später durch die Bildung der neuen Weltreligion „Christentum“, deren Kirchen (zunächst katholisch und später, durch und nach Luther, auch evangelisch) die politische Macht in der Welt und damit auch die bestimmende, sexualmoralische Oberho-

heit übernahmen, wurden Homosexuelle Opfer dieser Doktrin, im Speziellen, weil sie die kirchlichen Fortpflanzungspostulate und erbolgetechnischen Einbindungen der Herrschenden zu stören schienen. Alle sexuell „abnormen“ Nebenschauplätze galten als Teufelswerk und wurden, ähnlich wie oft die Jüdinnen und Juden als sogenannte „Jesumörder“, als Gefahr und Sittenverfallverursacher eingestuft.

Homosexualität im Christentum:

https://de.wikipedia.org/wiki/Homosexualität_und_Christentum

3. Der Nationalsozialismus.

Den negativen Höhepunkt bildete der deutsche Nationalsozialismus, der Homosexuelle, vorwiegend männliche (lesbische Menschen blieben weitestgehend vom Holocaust verschont, weil die Sexualität der Frauen grundsätzlich nicht als bedrohlich angesehen wurde) und andere Formen sexueller Identitäten, wie Transgender, systematisch in Konzentrationslagern vernichtet wurden.

Homosexualität im Nationalsozialismus:

https://de.wikipedia.org/wiki/Homosexualität_in_der_Zeit_des_Nationalsozialismus

4. Das 21. Jahrhundert.

Es dauerte dann viele Jahrzehnte bzw. Jahrhunderte, bevor sich die gesellschaftliche Einstellung und daraus folgend, die Gesetzeslage, zu Gunsten der Betroffenen zu ändern begann. Wir sprechen hier immer von europäischen Verhältnissen, in anderen Regionen der Welt, wie z.B. in muslimischen Ländern, sieht die Sache noch ganz anders aus, diese bleibt, bei unserer hiesigen Betrachtung, in diesem Kapitel außen vor.

Wenn heute auch die rechtliche Lage queerer Menschen immer besser wird und in die richtige Richtung strebt, sieht es im Bereich der Ansicht und Verhaltensweise der Bevölkerung oft recht unterschiedlich aus. Die Überfälle und Angriffe, vor allem politisch rechter Gruppierungen, steigen wieder eklatant an und es ist, ähnlich wie bei der jüdischen Bevölkerung, oft in machen Regionen eine potentielle Gefahr, unbefangen und ohne Angst, über Straßen bestimmter Regionen zu gehen.

Homosexualität heute:

[https:// de.wikipedia.org/wiki/Homosexualität](https://de.wikipedia.org/wiki/Homosexualität)

Halten wir also fest, das Leben von queeren Menschen war über Jahrhunderte schwierig und sogar gefährlich, oft lebensgefährlich und nur in einem kleinen Teil der Welt (im sogenannten freiheitlich-demokratischen Westen) hat sich, im Laufe unserer gegenwärtigen Jahrhunderts (und wenige Jahre des

20. Jahrhunderts davor) einiges verbessert und weiterentwickelt. Trotzdem haben sich viele Schwierigkeiten und Bedrohungen im Alltag immer noch erhalten und bedürfen weiterhin einer aktiven Widerstandsbestrebung, vor allem in den Regionen der Welt, in denen immer noch, in dieser Beziehung, archaische Verhältnisse herrschen.

2. Die Geschichte der Homosexualität. Eine Zusammenstellung einer KI:

Quelle:

Openai **ChatGPT** 2024 / Modell X = GPT-4 (chatgpt.de),

Antwort an Autor auf die Anfrage:

„Erstelle einen gesamten Abriss der schwulen Geschichte in Deutschland, von 1896 an.“

“

Persönliche Kommunikation, 22.12.2024.

Antwort:

”

Die Geschichte der LGBTQ+-Gemeinschaft in Deutschland ist reich und komplex, geprägt von Fortschritten, Rückschlägen und einem ständigen Streben nach Gleichberechtigung.

Hier ist ein Überblick über einige wichtige Ereignisse und Entwicklungen seit 1896:

1896-1907: Erste Bewegungen

1896 wurde die erste schwule Zeitschrift der Welt, "Der Eigene", von Adolf Brand veröffentlicht.

1897 gründete Magnus Hirschfeld das „Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (WhK)“, die erste Organisation der Welt, die sich für die Rechte von Homosexuellen einsetzte.

Weimarer Republik (1918-1933): Aufbruch und Repression

In den **1920er** Jahren erlebte Berlin eine Blütezeit der schwulen Subkultur mit zahlreichen Bars und Clubs. Trotz dieser Freiheiten, blieb §175 des Strafgesetzbuches bestehen, der homosexuelle Handlungen zwischen Männern kriminalisierte.

NS-Zeit (1933-1945): Verfolgung

Die Nationalsozialisten verschärften §175 und verfolgten Homosexuelle rigoros. Tausende wurden in Konzentrationslager deportiert, wo sie den rosa Winkel tragen mussten.

Nachkriegszeit und BRD/DDR (1945-1989): Fortdauernde Diskriminierung

In Westdeutschland wurde §175 beibehalten und sogar verschärft; viele Urteile aus der NS-Zeit blieben bestehen.

In der DDR wurde §175 **1968** reformiert, aber Diskriminierung blieb bestehen.

Liberalisierung ab den 1970er Jahren:

Die Schwulenbewegung erstarkte in den 1970er Jahren mit Demonstrationen und der Gründung zahlreicher Organisationen.

1969 wurde Homosexualität in Westdeutschland teilweise entkriminalisiert; weitere Reformen folgten in den 1970er Jahren.

1990er Jahre: Anerkennung und Gleichstellung

Nach der Wiedervereinigung Deutschlands wurde §175 schließlich **1994** vollständig abgeschafft.

Die ersten CSD-Paraden fanden statt, um für Gleichberechtigung zu demonstrieren.

21. Jahrhundert: Fortschritte bei Rechten

2001 führte Deutschland eingetragene Lebenspartnerschaften für gleichgeschlechtliche Paare ein.

Im Jahr **2017** wurde die Ehe für alle eingeführt, was gleichgeschlechtlichen Paaren das Recht auf Eheschließung gab.

Aktuelle Entwicklungen:

Deutschland hat weiterhin Schritte unternommen, um Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung zu bekämpfen. Es gibt jedoch immer noch Herausforderungen im Bereich gesellschaftlicher Akzeptanz und rechtlicher Gleichstellung.

Diese Übersicht zeigt die wechselvolle Geschichte der LGBTQ+-Rechte in Deutschland, die von Zeiten großer Unterdrückung bis hin zu bedeutenden Fortschritten reicht.

Teil 1.06

Begriffsgeschichte der Homosexualität. Ein Wikipedia-Artikel (Auszug)

”

Bezeichnungen für Homosexualität

[...]

Die **Bezeichnungen für Homosexualität** oder **Bezeichnungen für überwiegende oder teilweise gleichgeschlechtliche Zuneigung** an sich und vor allem die verschiedenen Personenbegriffe *[sic!]* sind aus verschiedenen Gründen entstanden, beruhen oft auf einem Konzept und unterschiedlichen Zuschreibungen. Von ‚Homosexualitäten‘ oder auch Bisexualitäten in der Mehrzahl *[sic!]* spricht man laut Haeberle immer dann, wenn man anerkennt, dass es verschiedene soziale Konzepte in verschiedenen Kulturen für gleichgeschlechtlich Empfindende gab und gibt und diese sich im Laufe der Geschichte verändern. (...)

Umgangssprachliche abwertende und derbe Bezeichnungen begleiteten Homosexuelle, seitdem die Kultur durch Heterosexualität geprägt ist: etwa Bezeichnungen

wie Arschficker oder Schwanzlutscher. (...)

[...]

Deutungshoheit moderner Begriffe

Die Erschaffung der Begriffe Urning, Homosexueller oder die Verwendung des Begriffs drittes Geschlecht war eine Reaktion auf konkrete [sic!] soziale Unterdrückung und erfolgte durch die Initiativen gegen die gesetzlichen Verbote [sic!] direkt im juristischen Kontext. Homosexueller setzte sich dann [sic!] trotz semantischer Probleme [sic!] durch und wurde [sic!] vor allem im medizinisch/ wissenschaftlichen Kontext [sic!] verwendet und verbreitet, der auch einige Verfahren zur ‚Therapie‘ bereitstellte und manchmal auch unter Druck oder sogar Zwang umsetzte.

Um begrifflich diesem kühlen Umfeld zu entfliehen und auch als Provokation [sic!] wurde die Verwendung der ehemals rein umgangssprachlichen Begriffe schwul und lesbisch [sic!] als Selbstbezeichnung forciert.

Man fühlt sich heute aber ebenso durch die Ausdrücke [sic!] homosexuell oder gleichgeschlechtlich angesprochen und diese werden auch verwendet, wenn beide Geschlechter gemeint sind und man kein Kofferwort verwenden will.

Der Sexologe John Gagnon erklärt und fordert folgendes [sic!]:

‚Erforderlich ist die dauernde Anerkennung der Tatsache, daß [sic!] Sprachgebrauch und Deutung [sic!] im wahrsten Sinne [sic!] Akte der sozialen Kontrolle sind, daß [sic!] ‚Homosexueller‘ und ‚Homosexualität‘ Etiketten darstellen, die einigen Personen und

ihrem Verhalten von anderen Personen aufgezwungen worden sind, und daß [sic!] diese Etikettierung das Recht der letzteren [sic!] begründete, den ersteren [sic!] die Entstehung, Bedeutung und den moralischen Wert ihres Verhaltens zu erklären.'

– JOHN GAGNON: *Gender Preference in Erotic Relations: The Kinsey Scale and Sexual Scripts*, 1990, zitiert nach Haeberle (...)

Begriffe im Laufe der Geschichte

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts

Anfang des 19. Jahrhunderts gab es nur meist sehr abwertende Ausdrücke für gleichgeschlechtlichen Sex und gleichgeschlechtliche Anziehung. Die meisten waren umgangssprachlich, ein paar wurden auch in der Wissenschaft verwendet, in der Belletristik kam es selten vor und wurde meist umschrieben.

Viele Begriffe enthielten recht direkte Anspielungen auf die vermutete [sic!] sündige sexuelle ‚Haupt‘-Praktik. Manchmal wurden sie nur in Latein oder Griechisch geschrieben, um nicht Ungebildete oder Kinder zu verderben. So sind etwa im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm Bedeutungserklärungen für *schwul* und *schwuler* [sic!] in Griechisch geschrieben:

schwul παιδεραστειν (paiderastein);

schwuler ο παιδεραστης (ho paiderastes) (...)

In früheren Zeiten hingen die erlaubten Themen und die Art, auf die sie behandelt werden konnten, auf-

grund der Zensur davon ab, für welchen Personenkreis ein Buch geschrieben wurde.

Die Bezeichnung Sodomie, mit der Ableitung Sodomit (Plural, und auch ugs. Singular, Sodomiter), war bis in die Neuzeit hinein weit verbreitet. Über die Jahrhunderte machte dieser Begriff einen Bedeutungswandel durch. Der vormoderne Fokus des Begriffs war [sic!] im weitesten Sinn [sic!] dabei auf als jede von der vaginalen Penetration durch einen Mann abweichend postulierte Sexualpraktik gerichtet, dies konnte neben gleichgeschlechtlichem Verkehr gleichermaßen Onanie, Zoophilie, Masturbation, Verkehr zwischen den Schenkeln [sic!] sowie Anal- und Oralverkehr betreffen.

Um 850 [sic!] wurde der Begriff im Pseudoisidor von Benedictus Levita (Autor der dortigen Capitularia Benedictii Levitae, von Levita gefälschte karolingische Kapitularien) auf jegliche Sexualhandlungen ausgeweitet, die nicht der Kinderzeugung dienten (inklusive etwa Analverkehr, der Reiterstellung und der Selbstbefriedigung) und damit für widernatürlich erklärt wurden, ein später von Thomas von Aquin in der Summa theologica wiederholtes und bekräftigtes Argument.

Im Hochmittelalter schließlich galt Sodomie durch die häufige gemeinsame Verwendung unter anderem in Anklageschriften quasi synonym zu Ketzerei, oft auch zu Teufelsanbetung und Hexerei. Aufgrund des Arguments der angenommenen Widernatürlichkeit [sic!] wurde ab der frühen Neuzeit die Sodomie auch als *Sünde wider die Natur* bzw. *Unkeuschheit* *wider die Natur* eingedeutscht. (→§ 175)

Erst ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts [sic!] änderte sich [sic!] allein im Deutschen [sic!] die Bedeutung zur ausschließlichen Bezeichnung für Sexualhandlungen von Menschen mit Tieren. Im Diskurs innerhalb der römisch-katholischen Kirche [sic!] begann dieser Bedeutungswandel nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Päderastie erlebte eine ähnliche Bedeutungsänderung. Als der Begriff in der Neuzeit wieder aufkam, bezeichnete er [sic!] entgegen der ursprünglichen Bedeutung bei den alten Griechen [sic!] vor allem Analverkehr, auch heterosexuellen.

Parallel dazu existierte die neuzeitliche Eindeutigung Knabenschänder, die eindeutiger männlich-gleichgeschlechtlich konnotiert war, aber offenbar nicht notwendigerweise mit einer bestimmten Alterspräferenz in Verbindung gebracht wurde. Insbesondere wurde auch die lateinische Übersetzung *pedicatio* der (medizinische) Fachbegriff für Analverkehr. Noch in den 1930ern [sic!] schrieb die Polizei manchmal Päderastie als Verhaftungsgrund auf die Karteikarte eines Mannes, der sich gleichgeschlechtlich betätigt hatte.

Für die Frauen gab es die Tribadie oder *tribadische Liebe*, aber auch die sapphische oder *lesbische Liebe*. Diese Bezeichnungen waren nicht ganz so negativ, unter Männern oft eher erotisch besetzt. Dafür spricht auch der recht häufige Zusatz ‚Liebe‘.

Gleichgeschlechtliches Sexualverhalten wurde auch als (*unsprechliche*) [sic!] *stumme Sünde* (...) bezeichnet. (...) Für beide Geschlechter gab es die so-

domitische Sünde [sic!] sowie die Unzucht wider die Natur.

Aufkommen der „Bewegung“

Mit Heinrich Hössli (1784–1864) [sic!] begannen die Bemühungen für eine Akzeptanz der gleichgeschlechtlich Liebenden. Hössli veröffentlichte sein erstes Buch im Jahr 1821 [sic!] unter dem Titel *Die Männerliebe ...*, welche prinzipiell Mann und Frau haben können, mit dem Zusatz ... *der Griechen*.

Weil ihm die bisher verwendeten Begriffe zu negativ erschienen, führte Karl Heinrich Ulrichs (1825–1895) 1864 die für Gleichgeschlechtliche geltenden Begriffe Uranismus, Urning und Urninde und die für Verschiedengeschlechtliche geltenden Begriffe Dioning, Dioninge ein.

Um dieselbe Zeit [sic!] nahmen sich die aufkommende moderne Medizin und die Nervenärzte [sic!] immer mehr der menschlichen Nonkonformitäten an. Karl Maria Kertbeny prägte 1868 das Begriffstripel *Monosexual*, *Homosexual* und *Heterosexual*.

Richard von Krafft-Ebing sorgte ab 1886 mit seiner Psychopathia sexualis für eine große Verbreitung des Wortes ‚Homosexualität‘, obwohl er meist von ‚conträren Sexualempfindungen‘, ‚conträr-sexuellem Verkehr‘ und ‚Urning‘ schreibt.

Im Jahr 1870 [sic!] führte Carl Friedrich Otto Westphal die Begriffe *conträre Sexualempfindung* und *Conträrsexueller* ein. Daraus wurde [sic!] auf dem Umweg über Italienisch, Französisch und Rückübersetzung ins Deutsche [sic!] die *sexuelle Inversion* und der *Invertierte*. Auch der Begriff *Ge-*

schlechtswahnsinn von dem Rechtsmediziner Johann Ludwig Casper [sic!] war ein Versuch, ‚erst einmal neutrale Bezeichnungen zu finden‘.

Otto von Bismarck erschaffte dem griechisch-antiken Begriff Kinäde [sic!] für eine homosexuell agierende Person [sic!] wieder eine politische Aktualität.

In den folgenden Jahren waren die Begriffe Ulrichs', Kertbenys und Westphals etwa gleich weit verbreitet. 1914 merkte Magnus Hirschfeld an, dass sich der Begriff *Homosexualität* weitgehend durchgesetzt hat. Er merkte aber auch zwei [sic!] bis heute bestehende und bemerkbare große Nachteile des Begriffs an. Die meistverwendeten Bedeutungen des Wortes *homo* [sic!] in Bezug auf den Menschen [sic!] sind die lateinischen ‚Mann‘ oder ‚Mensch‘ und nicht das griechische *homós* (‚gleich‘).

Und der zweite Teil des Wortes stammt aus dem Lateinischen. Dadurch wird ‚homo‘ sehr oft mit Mann gleichgesetzt, Homosexualität somit mit männlicher Homosexualität und es kommt meist bei heterosexuellen Menschen zu skurrilen Formulierungen wie ‚Homosexuelle und Lesben‘.

Noch verhängnisvoller fand Hirschfeld den Umstand, dass unter dem Eindruck der Endung ‚sexuell‘ [sic!] das Wort vielfach nicht im Sinne gleichgeschlechtlicher Artung oder Orientierung erfasst und gebraucht wird, sondern im Sinne einer sexuellen Handlung.

Die Bezeichnungen gleichgeschlechtlich / Gleichgeschlechtlichkeit / Gleichgeschlechtlicher tauchen erstmals in den Anfangszeiten der Sexualwissen-

schaft [sic!] um 1900 auf. Häufiger erscheinen sie ab 1910, nachdem der Eindruck entstanden war, den vielen ‚Fremdwörtern für Gleichgeschlechtlichkeit‘ (...) hilflos ausgeliefert zu sein. Es besteht deshalb die Möglichkeit, dass die hybriden Wörter Kertbenys rückübersetzt wurden, um sich der fachsprachlichen, medizinischen Färbung zu entledigen.

In den Jahrbüchern um die Jahrhundertwende [sic!] kam auch ‚(die) Gleichgeschlechtlich-veranlagten‘ vor. (...) Auch in Alfred Döblins Roman Berlin Alexanderplatz aus dem Jahr 1926 [sic!] ist von den *Gleichgeschlechtlichen* die Rede.

Nachkriegszeit

Von etwa 1900 bis in die 1960er gab es auch in der „Bewegung“ immer wieder Versuche, passende und positive Begriffe zu finden, von denen manche einen größeren Bekanntheitsgrad erreichten.

Bleibtreu-Ehrenberg weist 1981 darauf hin, dass selbst der Gutwillige keinen wertneutraleren Begriff für *Homosexualität* kennt, dieser aber das homosexuelle Individuum stark auf einen Teilaspekt, die Sexualität, reduziert und dadurch einengt. Selbst innerhalb der Lesben- und Schwulenbewegung [sic!] kam es zu Diskussionen, Konfrontationen und dadurch Arbeitsbehinderungen, weil es keinen wertneutralen Begriff gab. (...)

In der sechsbändigen Auflage des Großen Duden (1976–1981) [sic!] fügt die Redaktion die Bemerkung ‚bes. von Mann zu Mann‘ hinzu. In der achtbändigen Ausgabe (1993–1995) [sic!] fehlt dieser Hinweis. Ernst Bornemann weist 1990 auf öffent-

liche Umfragen hin, wo [sic!] die Mehrzahl der Deutschen glaubt, dass Homosexualität ‚Geschlechtsverkehr unter Männern‘ bedeutet. (...)

Im selben Jahr weist das Wörterbuch *Richtige Wortwahl* auf zwei verschiedene Verwendungen hin: ‚H. wird in der (mediz.) Fachsprache auf Männer und Frauen bezogen, in der Alltagssprache dagegen nur auf Männer.‘ (...) Besonders trifft dies auf das Substantiv „Homosexueller“ zu.

In einem 1946 erschienenen Artikel über die Frage, wie man sich denn nun benennen solle, hielt Kurt Hiller auch die Bezeichnung *Gleichgeschlechtlicher* für möglich, gab aber zu bedenken, dass er es für nicht schön hält. Und sprachlogisch stimmte es für ihn nicht ganz, da die Hingezogenheit keinen Ausdruck findet. Auch *Gleichgeschlechtlichkeit* klang für ihn ‚schlecht und unklar‘. (...) Trotz der Kritik Hillers ist das Wort *Gleichgeschlechtlichkeit* in einigen, auch aktuellen, Wörterbüchern belegt. Die Bezeichnung *Gleichgeschlechtliche* wird zwar selten, aber doch gelegentlich verwendet.

In den bildungssprachlichen Bereich [sic!] fand auch der Begriff [sic!] sowohl der *Homophilie* [sic!] wie [sic!] auch der Androphilie Eingang, mehr noch sein negativ-ablehnendes Pendant der Homophobie.

In Österreich [sic!] waren die Aktivisten der „Bewegung“ durch die 4 Paragraphen [sic!] seit 1971 [sic!] dauernd mit dem Begriff *gleichgeschlechtlich* konfrontiert und er wurde auch in anderem Kontext aktiv genutzt. Heute ist es im gesamten deutschen Sprachraum weit verbreitet und wird vor allem als Adjektiv für die nähere Bestimmung von Akt, An-

ziehung, Beziehung, Erfahrungen, Ehe, Heirat, Liebe, Objekt, Orientierte, orientierte Menschen, empfindende Menschen, Orientierung, Paar, Partner, Person, Sexualität und weiteres [sic!] verwendet.

Für die vielen unterschiedlichen Lebenskonzepte der heterogenen Gruppe der Homosexuellen, der Bisexuellen, aber auch der geneigten Heterosexuellen [sic!] wird gerne der Begriff *gleichgeschlechtliche Lebensweisen* verwendet. Gerne auch bei Funktionen („Beauftragter für ...“), Dienststellen, Beratungsangeboten und vielem mehr. Gerne wird es auch in der historischen Geschichte und Soziologie verwendet, da es das Konzept des heutigen Homosexuellen erst seit Ulrichs gibt, auch wenn es davor schon vereinzelt ähnliche Identitäten gab.

In der Schweiz findet der Begriff der frauenliebenden Frau [sic!] in diesem Zusammenhang [sic!] immer mehr Verwendung. So auch im Subtitel des 2015 erschienenen Buches der Journalistin und Historikerin **Corinne Ruffli** ^[2] (* 1979) über frauenliebende Frauen über 70. (...)

Aus dem angelsächsischen Bereich stammen Bezeichnungen wie Gay der Euphemismus für einen schwulen Mann ein „Freund von Dorothy“ (FOD) sein, ...

[[sic!], Dieser Satz muss heißen: „Aus dem angelsächsischen Bereich stammen Bezeichnungen, wie „Gay“, der ein Euphemismus für einen schwulen

^[2] Dieser Name ist bei Wikipedia rot markiert, was bedeutet, dass der Artikel hierzu noch nicht verfasst wurde.]

Mann in: „Ein Freund von Dorothy“ (FOD) ist, Hinzuf. d. Verf.]

... wahrscheinlich angelehnt an die der Figur **Dorothy Gale** ^[3] *[sic!]* aus der Zauberer von Oz-Reihe *[sic!]* oder an die Autorin Dorothy Parker.

Juristische Texte

Durch die Strafandrohung und die verhängten Strafen *[sic!]* hatten Gesetzestexte Einfluss auf die Homosexuellen und die Gesellschaft, *[sic!]* und nicht zuletzt auf die Wissenschaft. In deutschsprachigen Gesetzestexten stand immer das Geschlecht der Personen und die sexuelle Handlung im Vordergrund. Die sexuelle Orientierung, *Homosexualität*, war als reiner Zustand oder bloße Empfindung, im Unterschied zu konkreten *Handlungen*, nie von juristischem Belang und fand dort als Begriff nie Verwendung.

In einem Gesetzesentwurf der Bundesrepublik Deutschland *[sic!]* aus dem Jahr 1962 *[sic!]* war von ‚gleichgeschlechtlicher Unzucht‘ die Rede; Österreich setzte diese Formulierung 1971 in die Tat um. Auch waren von 1767 bis 1971 die österreichischen Verbote immer geschlechtsneutral gehalten, da es für Frauen und Männer gleichermaßen strafbar war. Danach waren *[sic!]* bis 1997 *[sic!]* zwei Paragraphen für Schwule und Lesben gültig. Die österreichischen Paragraphen von 1971 *[sic!]* wurden auch kurze Zeit später *[sic!]* fast gleichlautend *[sic!]* in Liechtenstein übernommen. Folgende Formulierungen wurden *[sic!]* im Laufe der Zeit *[sic!]* auf den

[³ Wie unter Fußnote 1]

angegebenen neuzeitlichen Staatsgebieten verwendet:

	D = BRD = BA = CH = A =	Deutschland ab 1990 Bundesrepublik Deutschland bis 1989 Bayern Schweiz Österreich
Jahr	Land	Zitat
1507	D-BA	‚Straff der vnkeusch / so wider die natur geschicht. [...] man mit man / weyb mit weyb / vnkeusch treyben ...’
1532	D & A	‚Straff der vnkeusch / so wider die Natur beschicht. [...] mann mit mann / weib mit weib / unkeusch treiben ...’
1767	A	‚... Laster der Unkeuschheit wider die Natur, oder sodomitische Sünd [...] zwischen Personen einerley Geschlechts, als Mann mit Mann, Weib mit Weib ...’
1787	A	‚... mit seinem eigenen Geschlechte fleischlich zu vergehen ...’
1794	D	‚... widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts ...’
1803	A	‚... Unzucht wider die Natur ...’
1852	A	‚... Unzucht wider die Natur,

	D = BRD = BA = CH = A =	Deutschland ab 1990 Bundesrepublik Deutschland bis 1989 Bayern Schweiz Österreich
Jahr	Land	Zitat
		das ist [...] b) mit Personen desselben Geschlechts ...'
1871	D	‚... widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts ...‘
1935	D	‚Ein Mann, der mit einem anderen Mann Unzucht treibt ...‘
1949	DDR	‚Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts ...‘
1957	BRD	‚... die Behandlung des Problems der gleichgeschlechtlichen Unzucht ...‘ (BVerfGE 6, 389)
1962	BRD	‚gleichgeschlechtliche Unzucht‘ (Strafrechtsentwurf)
1968	DDR	‚Ein Erwachsener, der mit einem Jugendlichen gleichen Geschlechts sexuelle Handlungen ...‘
1969	BRD	‚... ein Mann [...], der mit einem anderen Mann [...] Unzucht treibt ...‘

	D = BRD = BA = CH = A =	Deutschland ab 1990 Bundesrepublik Deutschland bis 1989 Bayern Schweiz Österreich
Jahr	Land	Zitat
1971	A	„Gleichgeschlechtliche Unzucht mit Jugendlichen. Eine Person männlichen Geschlechtes, [...] mit einer [...] Person gleichgeschlechtliche Unzucht treibt ...“ „Gewerbsmäßige gleichgeschlechtliche Unzucht. [...] gleichgeschlechtliche Unzucht mit einer Person männlichen Geschlechts ...“ „Werbung für Unzucht mit Personen des gleichen Geschlechtes ...“ „Verbindungen zur Begünstigung gleichgeschlechtlicher Unzucht ...“
1973	BRD	„Ein Mann [...], der sexuelle Handlungen an einem Mann [...] vornimmt ...“
2001	D	„Zwei Personen gleichen Geschlechts begründen eine Lebenspartnerschaft ...“

	D = BRD = BA = CH = A =	Deutschland ab 1990 Bundesrepublik Deutschland bis 1989 Bayern Schweiz Österreich
Jahr	Land	Zitat
2008	CH	,... der eingetragenen Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare. [...] Zwei Personen gleichen Geschlechts können ihre Partnerschaft eintragen lassen. ...'
2010	A	,... der eingetragenen Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare. [...] Eine eingetragene Partnerschaft können nur zwei Personen gleichen Geschlechts begründen ...“
[2017	D	,Am 28. Juli 2017 ist das ,Gesetz zur Einführung des Rechts auf Eheschließung für Personen gleichen Geschlechts“ im Bundesgesetzblatt verkündet worden. Nach seinem Artikel 3 Absatz 1 tritt es damit am 1. Oktober 2017 in Kraft...' Quelle: „Bundesministerium des Inneren“. Status: 25.12.2024, URL:
www.personenstandsrecht.de/SharedDocs/kurzmitteilungen/Webs/PERS/DE/rundschreiben/2017/0717_2.html#:~:text=Am%2028.%20Juli%202017%20ist,1.%20Oktober%202017%20in%20Kraft.]		

Bibliografische Angaben f. „Bezeichnungen für Homosexualität.“	
Seitentitel:	Bezeichnungen für Homosexualität
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	06. Mai 2024, 16:56 UTC
Versions-ID der Seite:	244731223
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Bezeichnungen_f%C3%BCr_Homosexualit%C3%A4t&oldid=244731223
Datum des Abrufs:	25. Dezember 2024, 10:05 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammer ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Teil I.07

„Stine (Fontane)“ Ein Wikipedia-Artikel (Auszüge)

”

Stine ist ein von Theodor Fontane zwischen 1881 und 1888 verfasster Roman, der im Berlin der Grün-derzeit spielt.

Er wurde im Jahrgang 1889/1890 der Zeitschrift *Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und soziales Leben* vorabgedruckt.

Die erste Buchausgabe erschien im April 1890 *[sic!]* im Verlag seines Sohnes Friedrich (Friedrich Fontane & Co., Berlin).

Stine zählt zu Fontanes realistischen Romanen, die sich dem märkischen Adel und dem Berliner Kleinbürgertum in einer innerlich brüchigen Zeit widmen. Fontane machte wie in seinem 1888 erschienenen Roman Irrungen und Wirrungen die unmenschlichen Grenzen der Standesgesellschaft zum Thema und löste erneut einen Skandal aus. Obwohl dieser Roman, wie er es selbst an seinen befreundeten Kritiker Paul Schlenker schrieb, „bei Lichte besehen, (...) noch harmloser als Irrungen, Wirrungen ist“, (...) konnte *Stine* erst im Jahr 1890 erscheinen.

[...]

Zur Entstehung

Die beachtliche Entstehungszeit von rund sieben Jahren *[sic!]* beschreibt den für Fontane typischen Arbeitsstil beim Verfassen von epischen Texten. Er arbeitete oftmals nur bruchweise und in Schüben an seinen Romanen und Novellen und legte absichtlich Pausen ein, teilweise über Jahre hinweg, in denen er seine Schaffenskraft anderen Werken widmete. Daran im Anschluss folgten in der Regel etliche Korrekturvorgänge und Verbesserungen. [...]

[...] *[Die, Hinzuf. d. Hg.]* brisante[n] Thematik der Mesalliance zwischen Adel und dem Kleinbürgertum und der moralischen Erhabenheit des Bürgers gegenüber dem Adel *[sorgte, Hinzuf. d. Hg.]* für viel missliche Kritik [...].

Doch nicht nur die gesellschaftliche Brisanz spielte eine hemmende Rolle, sondern auch die poetische und schriftstellerische Qualität, insbesondere die Ausgestaltung der vermeintlichen Hauptcharaktere und ihre gemeinsame Liebesgeschichte.

[...] auch die Entscheidung, den Namen Stines als Buchtitel zu verwenden, obwohl Fontanes Intention nicht die war, Stine in den Vordergrund zu stellen und als Hauptcharakter darzustellen, stiftete gewiss Verwirrung und falsche Erwartungen. Fontane hierzu im selben Brief: ‚Die Hauptperson ist nicht Stine, sondern deren ältere Schwester: Witwe Pittelkow.‘
(...) [...]

Realer Hintergrund

Ein Zusammenhang mit realen Charakteren aus der Zeit Fontanes, beziehungsweise realen Vorgängen, die ihm als Anregung hätten dienen können (wie im Allgemeinen üblich bei seinen Werken), lässt sich aus der Erwähnung des Königsmarckschen Palais bzw. eines seiner Bewohner im zwölften Kapitel des Romans erschließen. Fontane verkehrte im Salon der Familie von Putlitz und war darüber informiert, dass Stephan Gans zu Putlitz, der durch einen Reitunfall kurz vor seiner Hochzeit gesundheitlich geschädigt war, (...) sich im Sommer 1883 das Leben genommen hatte, obwohl die Familie diesen Vorfall zu vertuschen versuchte und stattdessen behauptete, es habe sich um ein unglücklich verlaufendes Duell gehandelt. (...)

Fontanetypisch besitzen einige Namen im Buch Gemeinsamkeiten mit in der Realität vorkommenden Orten beziehungsweise Familiennamen. Der Name der Vermieter der Pittelkows, Familie Polzin, ist ein bekannter Berliner Stadtname und ein pomerscher Ortsname zugleich. (...)

Die aus Mozarts Oper ‚Die Zauberflöte‘ stammenden Namen Papageno und Sarastro dienen dem Grafen und dem Baron als sarkastische Necknamen. (...) Der Nachname Grütmacher der alten Freundin von Stines Schwester Pauline [*sic!*] ähnelte einer im Volksmund üblichen Bezeichnung eines in der Nähe der Invalidenstraße (Wohnort der Pittelkows) liegenden Exerzierplatzes. (...) Rehbein, der Geburtsname der Pauline Pittelkow, ist gleich dem Namen einer Pferdekrankheit. (...)

Handlung

Die Handlung wird auf den August 1877 oder 1878 datiert. (...)

Kompakt

Die junge Ernestine Rehbein, genannt Stine [*im Buch wird hieraus „Bolle“, Anm. d. Hg.*], lebt in einfachen, kleinbürgerlichen Verhältnissen. Sie lebt in einem Wohnhaus in der Invalidenstraße 98e in Berlin [*sic!*] zwei Stockwerke über der Wohnung ihrer verwitweten Schwester Pauline, die zwei Kinder von zwei verschiedenen Männern hat.

Bei einem abendlichen Diner, mit dem Pauline in kleiner Gesellschaft [*sic!*] den Pflichten ihrer Liä-son mit dem alten Grafen Haldern nachkommt, lernt Stine den kränklichen, jungen Grafen Waldemar Haldern kennen. Dieser verliebt sich in Stine und fängt an [*sic!*] um sie zu werben, indem er sie zu besuchen beginnt. Da diese Verbindung ihrer Schwester suspekt wird, rät sie Stine zur Besonnenheit, um nicht ins Gerede zu kommen, ein außereheliches Verhältnis zum Grafen zu haben. Derweil berät sich Graf Haldern mit seinem Onkel über seinen Plan, Stine zur Frau zu nehmen. Dieser rät ihm davon ab, da es die Ächtung seiner Familie nach sich ziehen würde.

Der junge Graf von Haldern ist fast schon bereit, dieses Risiko auf sich zu nehmen. Als jedoch auch Stine ihm ihre Zusage zur Hochzeit verwehrt, begeht er kurz darauf Selbstmord. Stine reist zu seiner Beerdigung und kehrt mitgenommen zu ihrer Schwester zurück.

[...]

Protagonisten

Ernestine (Stine) Rehbein

[hier Bolle, Anm. d. Hg.]

Wie bereits erwähnt, mag der Buchtitel vermitteln, dass es sich bei Stine um die Protagonistin handelt. Fontane jedoch hatte sein Augenmerk, wie oft in anderen Werken und hier im Besonderen, auf die Nebencharaktere verwendet. Kurz nach Erscheinen der Buchausgabe *[sic!]* schrieb Fontane *[sic!]* in einen Brief an Theodor Wolff:

, ... Mir sind die Pittelkow und der alte Graf die Hauptpersonen, und ihre Porträtierung war mir wichtiger *[sic!]* als die Geschichte.' (...)

Doch was erfahren wir aus der Geschichte über Stine? Ein wichtiger Hinweis auf die Stellung der Person „Stine“ im Roman ist, dass eine ausführliche Personenbeschreibung erst im achten Kapitel erfolgt.

Dennoch, schon vorher beschreibt Fontane ihr Erscheinungsbild wie folgt:

,... aber ihr Haar war flachsgelb, und die Ränder der überaus freundlichen Augen zeigten sich leicht gerötet, was, aller sonst blühenden Erscheinung ... doch auf eine zartere Gesundheit hinzudeuten schienen.'

Weiter beschreibt er sie:

‚... während die jüngere Schwester (Stine) als Typus einer germanischen, wenn auch etwas angekränkelten Blondine gelten kann.‘ (…)

Diesen Typus der tragischen Heldin, blond und blass im Äußerlichen, als Person moralisch unschuldig und mit reinem Gewissen, verwendete Fontane oft in seinen Romanen.

Das im Anschluss eher beiläufig geführte Gespräch [sic!] mit ihrer Schwester [sic!] über ihr Leben als Geliebte eines Grafen [sic!] zeigt den moralistischen Standpunkt Stines in ersten Zügen. Vorwurfslos beantwortet Stine die Frage Paulines:

‚Doch wovon soll man am Ende leben?‘ (…)

mit der schlichten Antwort:

‚Von Arbeit.‘

Fontane gibt hier schon einen ersten Hinweis auf die reine Unschuld Stines, die sich im Laufe des Buches dem Leser öfter zeigen soll. So zum Beispiel während der Pittelkowschen Soiree. Obgleich [er, Hinzuf. d. Hg.] auch in diesem wichtigen Abschnitt der Geschichte [sic!] Stine nur als vernachlässigbare Hintergrundperson auftreten lässt – und das als Hauptperson der tragischen Liebesgeschichte und Namensträgerin des Buchtitels zugleich – spiegelt sich hier [sic!] an einigen Stellen [sic!] ihr Wesenszug wider. Gleich zu Beginn des Abends, bei der Vorstellung aller Beteiligten, ist Stine die einzige der drei Damen, die das Verletzende der Komödie herauszuhören in der Lage ist. Eine

Komödie, in der der Graf eine Aneinanderreihung an herablassenden Intimitäten folgen lässt und somit einerseits eine auf den ersten Blick standesbedingte Überlegenheit zeigt, sich jedoch dadurch menschlich dem Leser degradiert. Lediglich Stine erkennt das Spiel; ein Hinweis auf eine bestehende und besonders ausgeprägte Abneigung gegenüber solchen Schauspielen.

Ihr unschuldiges Wesen muss *[sic!]* selbst nach außen hin *[sic!]* solch eine starke Strahlungskraft entfalten, dass sich sogar der redebegierige Graf Sarastro, der nicht müde wird, anzügliche Anspielungen *[sic!]* den Abend lang *[sic!]* von sich zu geben, nicht traut, das Gesprächsthema auf Stine zu lenken:

„Beider Intimitäten (Sarastros und Papagenos) richteten sich ausschließlich an Wanda, weil sie vor den beiden Schwestern eine gewisse Scheu hatten, vor der älteren (Pauline) um ihres unberechenbaren Temperaments, vor der jüngeren (Stine) um ihrer Unschuld willen.“ (...)

Zeichnet Fontane Stine *[sic!]* bis zu dem Abend *[sic!]* nur relativ schemenhaft, widmet er sich ihr im achten Kapitel umso deutlicher. Noch bevor Waldeemar seine Absichten kundtun kann, stellt sie ihre Meinung klar dar:

„... und solch ein Leben, wie meine Schwester führt, verführt mich nicht; es schreckt mich bloß ab, und ich will mich lieber mein Leben lang quälen und im Spital sterben, als jeden Tag alte Herren um mich zu haben.“ (...)

Zu dieser menschlichen Idealisierung kommt außerdem noch ein weiterer Aspekt hinzu: Fontane schafft eine Kleinbürgerliche, die sich [sic!] durch Genügsamkeit und Freude an kleinen Dingen und Gesten [sic!] eine persönliche Zufriedenheit schafft. Stine spricht so offen und frei heraus von persönlichem Glück, dass es selbst Waldemar überrascht. Sie begründet ihr Glück folgendermaßen:

„ich bin so gut dran wie gewöhnliche Menschen, die Gott schon danken, wenn ihnen nichts passiert.“ (…)

Fontane lässt Stine somit [sic!] zwischen zwei Polen [sic!] bis zum Ende [sic!] hin und her pendeln: einerseits das Genügsame, Glückliche und moralisch Standhafte in ihr, aus dem sie eine Art der Stärke entwickeln kann, zeitgleich jedoch – vor allem in der äußerlichen Erscheinung – ein schwaches, blasses und leicht kränkliche Gemüt; eine Art körperliche Schwäche als Gegenpol zur menschlichen und geistigen Stärke. Ein Gegenüber, das sich am Ende der Geschichte erneut zeigt: Obwohl Stine geistige Stärke beweist, indem sie aus begründeten Befürchtungen Waldemars Heiratsangebot abweist – obwohl ihr Herz an ihm hängt –, geht ihr Waldemars Tod jedoch körperlich sehr nah. Sie kommt blass und fieberig von der Beerdigung zu ihrer Schwester zurück, und die Vermieterin Polzin gibt dem Leser einen erschreckenden und zugleich deutlichen Ausblick: „Heil? Was heißt heil? Die (Stine) wird nicht wieder.“ (…)

Waldemar Haldern

Waldemar musste unter denkbar ungünstigen Bedingungen aufwachsen. Nachdem seine Mutter gestorben war, wuchs er bei einer Stiefmutter, die, frustriert von ihrer Heirat mit seinem Vater, ihn dieses spüren ließ. Sie hatte einst ein Liebesbillet von einem Großfürst erhalten und bildete sich nun ein, eine Missehe geschlossen zu haben, die sie zu einem öden Landleben in Gesellschaft des einfachen Landadels zwang.

Diese Missstimmungen musste Waldemar erfahren. Vermutlich wurde als Folge der Vernachlässigung sein jüngerer Bruder, leiblicher Sohn seiner Stiefmutter, zudem noch bevorzugt. Auch sein Vater wollte *[sic!]* um des Haussegens willen *[sic!]* sich gegenüber seiner Frau nicht durchsetzen und Partei für seinen Sohn ergreifen. Folglich erzählte Stine ihrer Schwester:

‚... er hat so wenig Menschen gesehen und noch weniger kennengelernt. ... aber wie Menschen sprechen, das hat er nicht gehört, das weiß er nicht recht.’ (...)

Waldemars Liebschaften, die bildende Erziehung bei einem langweiligen Hauslehrer und das Leben im Regiment, erlaubten ihm nie die Liebe und Menschlichkeit zu erfahren, die zu spüren er bei Stine das erste Mal in seinem Leben in der Lage war.

Dieser seelischen Verwundung folgte in seinem 19. Lebensjahr eine schwere Körperliche, die er sich als Dragoner im Deutsch-Französischen Krieg zuzog.

Eine lange und kräftezehrende [sic!] Genesung verhinderte eine Gesundung und so verstärkte sich sein kränkelder Gesamtzustand.

Ob es Waldemars ureigenste Wesensart ist, beziehungsweise [sic!] wie viel seine Vergangenheit Anteil daran hat, lässt sich nicht ausmachen, dennoch ist er ein Mensch der stark zum Romantisieren tendiert.

„Ich sehne mich danach [sic!] einen Baum zu pflanzen oder ein Volk Hühner aufsteigen oder auch bloß einen Bienenstock ausschwärmen zu sehen“ (...)

ist sein Wunsch, dem er Stine preisgibt, als er sie davon überzeugen will [sic!] mit ihm ein neues Leben anzufangen. Ein Wunsch, der das harte Leben illusorisch darstellt und dessen harte Elemente ausblendet. Fontane bestärkt im [sic!] weiteren Verlauf [sic!] den bisher kennengelernten Charakter Waldemars und geht damit weit über eine realistische Darstellung hinaus, indem er seinen tragischen Helden mit romantischen Elementen versieht. Ein Element ist sicherlich die Wahl des zuspitzenden Moments von Waldemars Freitod.

Der große dunkle Schatten seiner Vergangenheit will auch [sic!] im Moment kurz vor seinem Tod [sic!] nicht von ihm lassen: Er kann sich nicht mit seinem Revolver töten, denn es erinnert ihn zu sehr an seine Kriegsverletzung:

„Nein, ich erschrecke davor, trotzdem ich wohl fühle, daß es standesgemäßer und haldernscher wäre.“
(...)

Auf ironische Art und Weise *[sic!]* zeigt Fontane, dass Waldemar nicht Kraft genug hat, einen standesgemäßen Tod zu wählen, und damit abermals Enttäuschungen seitens seiner Familie in Kauf nehmen muss.

[..., weitere Informationen über weitere Protagonist:innen und Orte des Romans, siehe Quelle, am Ende des Artikels, Anm. d. Hg.]

Bibliografische Angaben f. „Stine (Fontane)“ (Auszüge)	
Seitentitel:	Stine (Fontane)
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	19. Februar 2025, 21:32 UTC
Versions-ID der Seite:	253494118
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Stine_(Fontane)&oldid=253494118
Datum des Abrufs:	05. März 2025, 08:57 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammer ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Teil II

Das Buch



Abb. 1

Erstes Kapitel.

In der Invalidenstraße sah es aus wie gewöhnlich: die Pferdebahnwagen klingelten und die Maschinenarbeiter gingen zu Mittag und wer durchaus etwas Merkwürdiges hätte finden wollen, hätte nichts anderes auskundschaften können, als dass in Nummer 98e die Fenster der ersten Etage – trotzdem nicht Ostern und nicht Pfingsten und nicht einmal Samstag war – mit einer Art Bravour geputzt wurden. Und nicht zu glauben, diese Merkwürdigkeit wurde auch wirklich bemerkt und die schräg gegenüber an der Scharnhorststraßenecke wohnende, alte Lierschen brummelte vor sich hin:

„Ich weiß nich, was der Pittelkown wieder einfällt. Aber sie kümmert sich um nichts. Und was ihr Bruder ist, der Bolle, mit seinem Stübeken, oben bei Polzins, un seinem Sep'ratschlüssel, dass keiner was merkt, na, der wird grad' ebenso. Schlimm genug. Aber die Pittelkown is schuld dran. Wie sie man bloß wieder da steht und rackscht und rabbitscht! Und wenn es noch Abend wär, aber am hellen, lichten Mittag, wo Borsig und Schwarzkoppens Arbeiter gerade die Straße 'runterkommen. Is doch wahrhaftig, als ob alles Mannsvolk nach ihr raufkucken soll; 'ne Sünd und 'ne Schand.“

So brummelte die Lierschen vor sich hin und so wenig freundlich ihre Betrachtungen waren, so waren sie doch nicht ganz ohne Grund; denn, oben auf dem Fensterbrett und kniehoch aufgeschürzt, stand eine schöne, schwarze Frauensperson mit einem

koketten und wohlgepflegten Wellenscheitel und wusch und rieb, einen Lederlappen in der Hand, die Scheiben der einen Fensterseite, während sie den linken Arm, um sich besser zu stützen, über das andere Querholz gelegt hatte.

Mitunter gönnte sie sich einen Stillstand bei der Arbeit und sah dann auf die Straße hinunter, wo jenseits des Pferdebahngleises, ein dreirädriger, beinahe eleganter Kinderwagen, in greller Mittagssonne hielt. Dem im Wagen sitzenden, allem Anschein nach, überaus ungehorsamen Kind, das ganz aristokratisch in weiße Spitzen gekleidet war, war ein zehnjähriges Mädchen zur Aufsicht zur Seite gestellt, das, als alles Bitten und Zureden nichts helfen wollte, dem Schreihals einen tüchtigen Klaps gab.

Im selben Augenblick aber schielte die Zehnjährige, die diesen Erziehungsakt gewagt hatte, scheu zum Fenster hinauf und richtig, es war alles von drüben her gesehen worden und die schöne, schwarze Person, die »Klappen und Erziehen« durchaus als ihre Sache betrachtete, drohte sofort mit dem Lederlappen in Richtung der Ertappten hinüber.

Auch schien ein Zornausbruch in Worten, trotz der weiten Entfernung, folgen zu sollen; aber ein befreundeter Briefbote, der gerade die Straße heraufkam, hielt einen Brief in die Höhe, zum Zeichen, dass er ihr etwas bringen wollte. Sie verstand es auch so, stieg sofort vom Fensterbrett auf einen nebenstehenden Stuhl und verschwand im Hintergrund des Zimmers, um den Brief, draußen auf dem

Korridor, in Empfang zu nehmen. Eine Minute später kam sie zurück und setzte sich ins Licht, um bequemer lesen zu können. Aber was sie da las, schien ihr mehr Ärger, als Freude zu machen, denn ihre Stirn legte sich sofort in ein paar Verdrießlichkeitsfalten und während sie den Mund aufriss, sagte sie spöttisch:

»Alter Ekel. Immer verquer.«

Aber sie war keine Person, sich irgendwas auf lange Zeit zu Herzen zu nehmen und so lehnte sie sich, den Brief immer noch in der Hand, weit über die Fensterbrüstung hinaus und rief mit jener erkälteten Altstimme, wie sie den unteren Volksklassen unserer Hauptstadt, nicht gerade zum Vorteil reicht, über die Straße hin:

»Olga!«

»Was denn, Mutter?«

»»Was denn, Mutter!« Dumme Jöre! Wenn ich dir rufe, kommste. Verstehste?«

Ein mit einem alten Dampfkessel bepackter Lastwagen, der dröhnend und schütternd gerade des Weges kam, hinderte die unverzügliche Ausführung des Befehls; kaum aber, dass der LKW vorüber war, nahm Olga den Stoßgriff des Kinderwagens in die Hand und fuhr, quer über den Damm hinüber, auf das Haus zu und mit einem Ruck in den Hausflur hinein. Dort nahm sie das Kind heraus und ging,

während sie den Wagen zunächst unten stehen ließ, die Treppe hinauf, in die Wohnung der Mutter.

Diese hatte sich mittlerweile beruhigt, die Stirnfalte war fort und während sie Olga bei der Hand nahm, sagte sie mit einem Übermaß von Vertraulichkeit, das gewöhnliche Leute, gerade bei der Thematisierung intimster Dinge, zu zeigen pflegen:

»Olga, der Olle kommt heute wieder. Immer wenn's nich paßt, is er da. Grad' als wollt er mir ein'n Schaden antun. Ja, so is er. Na, es hilft nu nich und Gott sei Dank, vor Achten kommt er nich. Und nun gehst du zu Wanda und sagst ihr ... Ne, lass' man ... Bestellen kannst du's doch nich, es is zu lang zum Bestellen ... Ich werd dir lieber einen Zettel schreiben.«

Und mit diesen Worten trat sie, von der Tür her, wo dieses Gespräch stattgefunden hatte, an einen überaus eleganten und, eben deshalb, zu Haus und zu der Wohnung wenig passenden Rokoschreibtisch heran, auf dem eine fast noch mehr überraschende, ledergepresste Schreibmappe lag. In dieser Mappe begann jetzt, die noch immer kleidungsmäßig hochaufgeschürzte Frau nach einem Stück Briefpapier zu suchen, anfangs ziemlich ruhig, als sich aber, nach dreimaligem Durchblättern der roten Löschpapierbogen, immer noch nichts gefunden hatte, brach ihre schlechte Laune wieder hervor und richtete sich, wie gewöhnlich, gegen Olga:

»Hast es wieder weggenommen un Puppen ausgeschnitten.«

»Nein, Mutter, wahr un wahrhaftig nich; ich kann es dir schwören.«

»Ach, geh mir mit dein ewiges Geschwöre. Haste denn gar nichts?«

»Ja, mein Schreibbuch.«

Und Olga lief, so rasch es ging, in das Neben- und Hinterzimmer und kam dann mit einem blauen Schreibheft zurück. Die Mutter riss, ohne weiteres Federlesen, die letzte Seite heraus, auf deren oberster Zeile lauter »ch's« standen und kritzelte nun, mit verhältnismäßiger Schnelligkeit, einen Brief fertig, faltete das Blatt zwei Mal und verklebte die noch offene Stelle mit Briefmarkenstreifen, von denen sie die Gummireichsten immer mit der Bemerkung

»Is besser, als englisches Pflaster«

aufzuheben pflegte.

»So, Olgachen. Nun gehst du zu Wanda un gibst ihr das. Und wenn sie nich da is, gibst du's an den alten Schlichting. Aber nich an seine Frau un auch nich an die Flora, die kuckt immer rein un braucht nicht alles zu wissen. Und wenn du zurückkommst, dann gehste mit zu Bolzani 'ran und bestellst 'ne Torte.«

»Was für eine?«

fragte Olga, deren Gesicht sich plötzlich verklärte.

»Appelsine ... Un bezahlst sie gleich. Un wenn du sie bezahlt hast, sagste, dass er nichts drauflegen soll, auch keine Appelsinenstücke, die doch bloß Pelle un Steine sind ... Und nun geh', Olgachen, un mach flink und wenn du wieder da bist, kannst du dir drüben bei Marzahn auch für 'n Sechser Gerstenbonbons kaufen«.

Zweites Kapitel.

Olga zögerte nicht und ging in die Hinterstube, um hier ihr rot und schwarz kariertes Umschlagetuch zu holen, das, neben einem etwas verschlissenen Schnurrenhut, ihr gewöhnliches Straßenkostüm bildete. Witwe Pittelkow, in Person, aber stieg, nachdem sie das immer noch schreiende Kind in eine ganz vornehm ausgestattete Himmelswiege gelegt und ihm eine Flasche mit Saugpfropfen in den Mund gesteckt hatte, zwei Treppen höher zu Polzins hinauf, wo ihr Bruder Bolle in einem Zimmer wohnte.

Polzins waren gut situierte Leute, die das mit dem Schlafzimmer überhaupt nicht nötig gehabt hätten, aber trotzdem, aus purem Geiz, alles vermieteten oder doch soviel, wie irgendwie möglich, um ihrerseits frei wohnen zu können oder, wie Frau Polzin sich ausdrückte,

»für umsonst einzusitzen«.

Er, Polzin, war, seiner eigenen Angabe nach, »Tepichfabrikant« (allerdings niedrigster Form) und beschränkte sich darauf, unter geflissentlicher Verachtung aller Komplementärfarbengesetze, schmale, kaum fingerbreite Tuchstreifen, wie Stroh oder Binsen, nebeneinander zu flechten und dieses Geflecht als »Polzinsche Teppiche« zu verkaufen.

»Sehen Sie«,

so schloss jedes seiner Geschäftsgespräche,

»solch ›Polzinscher« ... «

(er behandelte sich dabei ganz als historische Person)

» ... wird nie alle; wenn eine Stelle weggetreten is oder der Esstisch mit seinem Rollfuß ein Loch eingerissen hat, nehm' ich ein paar alte Streifen 'raus un setz ein paar neue 'rein, un alles is wieder proper un fix un fertig. Sehen Sie, so sind die ›Polzinschen«. Aber wenn der Smyrnaer ein Loch hat, dann hat er's und da hilft kein Gott nich.«

Polzin, wie sich aus diesem Redebeitrag ergibt, neigte zu philosophischer Betrachtung; ein Zug, der durch das zweite Metier, das er betrieb, noch eine ganz erhebliche Stärkung erfuhr. Während der Abendstunden nämlich, war er, bei sich bietenden Gelegenheiten, auch noch Lohndiener und wegen seiner Vorsicht und Geschicklichkeit beim Präsentieren, in dem zwischen Invaliden- und Chausseestraße gelegenen Stadtteil, allgemein beliebt, was Frau Polzin in ihren Gesprächen mit der Pittelkow immer wieder betonte:

»Sehn Sie, liebe Pittelkow, mein Mann is ein ordentlicher und manierlicher Mensch, der, weil wir selber ganz klein angefangen haben, am besten weiß, dass es nich jeder zum Wegschmeißen hat. Un sehn Sie, danach präsentiert er auch, und Sauerzieren, die nich feststehn und immer hin und her rut-

schen, die nimmt er gar nicht. Und wenn Polzin schon eine einzige Plüschtaille verdorben hat, so will ich sterben. Und ebenso galant und manierlich ist er auch bei 's Mitnehmen. Er ist mein Mann, aber das muss ich sagen, er hat was Feines und Bescheidenes und überhaupt so was, was die andern nicht haben. Ja, das muss ich ihm lassen. Und da reichen nicht hundert Mal, dass er mir gesagt hat:

»Emile, heut hab ich mir mal wieder über meine Kollegen geschämt. Natürlich war es wieder der mit 'n Plattfuß aus der Charitéstraße. Glaubst du, dass er sich auch bloß geniert und ein ganz klein bisschen für Schein und Anstand gesorgt hätte? I, Gott bewahre. Ganz dreiste weg, als ob er sagen wollte: ja, meine Herrschaften, da steht der Rotwein, und nun nehme ich ihn mit nach Hause.«

So waren die Polzins, an deren Flurtür, trotz einer daneben befindlichen Klingel, klopfte die Pittelkow jetzt, zum Zeichen (so hatte man abgemacht), dass es bloß »Freundschaft« sei, was zu Besuch käme. Und gleich danach, erschien denn auch Frau Polzin und öffnete.

Die nur drei Stuben zählende Polzin'sche Wohnung, erfreute sich des Vorzugs eines Korridors, der aber leider nicht größer war, als ein aufgeklappter Spielisch und augenscheinlich nur den Zweck hatte, drei auf ihn hinausmündende Türen zu zeigen, von denen die links gelegene zu dem verwitweten Privatsekretär Kahlbaum, die mittlere zu Polzins selbst, die rechts gelegene, zu Bolle führte. Dieser hatte

das beste Zimmer der Wohnung, hell und freundlich, mit dem Blick auf die Straße, während sich die Kahlbaum mit etwas Beleuchtung vom Hof her und die Polzinschen Eheleute, mit einem schrägen Dachlicht begnügen mussten, das, wie bei photographischen Ateliers, von oben her einfiel.

»Liebe Polzin«,

sagte die Pittelkow, als beide Frauen sich oberflächlich begrüßt hatten,

»es riecht wieder so sehr nach Petroleum bei Ihnen. Warum nehmen Sie nicht Koks? Sie werden sich mit Ihrem ewigen Petroleumkocher noch alle Mieter aus der Wohnung kochen. Und Ihr lieber Mann! Was sagt denn der eigentlich dazu? Der muss doch nachgerade bei Puten un Fasanen eine feine Nase gekriegt haben. Und ich weiß nicht, wenn ich ein herrschaftlicher Lohndiener wäre, so was würd' ich nicht mögen. In Gesellschaften immer was Delikats un zu Hause so. Na, meinetwegen. Is denn Bolle drin?«

»Ich denke doch, ich habe ihn nicht weggehen hören. Und denn Sie wissen ja, liebe Pittelkow, wir sehen nichts un hören nichts.«

»Versteht sich, versteht sich ... «,

lachte die Pittelkow,

» ... sehen nichts un hören nichts. Und das ist auch immer das Beste.«

Eher wahrscheinlich, dass sich dieses Gespräch noch fortgesetzt hätte, wenn nicht, in gerade diesem Augenblick, die Tür von rechts her aufgemacht und Bolle herausgetreten wäre.

»Jott, Bolle«,

sagte die Pittelkow mit einem Ausdruck von Freude.

»Na, das ist recht, Junge. Ein Glück, dass du da bist. Du musst heute noch 'runterkommen un helfen.«

Während dieser Worte, waren Bolle und seine Schwester und während sich Frau Polzin artig, aber grienend zurückzog, in Bolles Zimmer hinein- und auf ein paar kleine Stühle zugegangen, die, zu beiden Seiten des Fensters, auf einem Trittbrett standen. Draußen am Fenster aber, war ein Dreh- und Straßenspiegel angebracht, bei dessen Installierung der ebenso praktische, wie pfiffige Polzin, vor Jahr und Tag schon, zu seiner Frau gesagt hatte:

»Emilie, solange der da ist, so lange vermieten wir.«

Die Pittelkow setzte sich gegenüber den Drehspiegel, der denn auch heute wieder, wie zur Bestätigung der Worte Polzins, eine Quelle herzlichen Vergnügens für die hübsche Witwe wurde, nicht aus Eitelkeit (denn sie sah sich gar nicht), sondern aus

bloßer Neugier und Spielerei. Bolle, der das alles schon kannte, lächelte vor sich hin; auch er trug einen gewellten Scheitel, aber sein Haar war flachsgelb und die Ränder der überaus freundlichen Augen zeigten sich leicht gerötet, was, aller sonst blühenden Erscheinung und einer gewissen Ähnlichkeit mit der Pittelkow unerachtet, doch auf eine zartere Gesundheit hinzudeuten schien. Und so war es auch. Die brünette Witwe war das Bild einer südlichen Schönheit, während der jüngere Bruder als Typus eines germanischen, wenn auch in Wahrheit etwas angekränkelten Blondschofps gelten konnte.

Bolle sah der immer noch mit dem Spiegel beschäftigten Schwester eine Weile zu, dann erhob er sich, hielt ihr die Hand vor die Augen und sagte:

»Nun hast du aber genug, Pauline. Du musst doch nachgerade wissen, wie die Invalidenstraße aussieht.«

»Hast recht, Junge. Aber so is der Mensch; immer das Dümme gefällt ihm un beschäftigt ihn, un wenn ich in den Spiegel gucke und all die Menschen und Pferde drin sehe, dann denk ich, es is doch woll anders, als so mit bloßen Augen. Un ein bisschen anders is es auch. Ich glaube, der Spiegel verkleinert, un verkleinern is fast eben so gut, wie verhübschen. Aber du brauchst nicht kleiner zu werden, Bolle, du kannst so bleiben, wie du bist. Ja, wahrhaftig. Aber, warum ich komme ... Jott, man hat doch auch keine ruhige Stunde.«

»Was is denn?«

»Er kommt heute wieder.«

»Nu, Pauline, das is doch kein Unglück. Bedenke doch, dass er für alles sorgt. Und so gut, wie er ist, und gar nich so.«

»Na, ich wollt ihn auch. Und den alten Baron bringt er auch mit und noch einen.«

»Und noch einen? Wen denn?«

»Lies.«

Und sie reichte Bolle den eben erhaltenen Brief und dieser las nun mit halblauter Stimme:

*»Mein lieber schwarzer Deibel. Ich komme heute, aber nicht allein; Papageno kommt mit und ein Nef-
fe von mir auch; natürlich noch jung und etwas
blass.*

»Aber bleich und blass, ei, die Weiber lieben das.«

*Sorge nur, dass Wanda kommt und Bolle. Wein
schick ich und eine Salatschüssel. Aber für alles an-
dre musst Du sorgen. Nichts Apartes, nichts Gro-
ßes, bloß so, wie immer. Dein Sarastro.«*

»Wer ist denn der Neffe?«

fragte Bolle.

»Weiß ich nich. Wer kann alle Neffen kennen. Denkst du, dass ich mich um seinen Stammbaum kümmerge. Jott, wie mag es damit aussehen. Na, überhaupt Stammbäume.«

»Lass' ihn das nich hören.«

»Oh, der hört noch ganz andres. Oder denkst du, dass ich mir, wegen einer Treppe hoch, mit Klavier un Diwan un wegen 'nem Schreibtisch, der immer wackelt, weil er dünne Beine hat, ein Pechpflaster aufkleben soll? Nein, Bollchen, da kennst du deine Schwester schlecht. Oder wegen den blassen Neffen? Ich denk ihn mir so.«

Und dabei zog sie das Gesicht in die Länge und drückte, mit Daumen und Zeigefinger, die beiden Backen ein.

Bolle lachte.

»Ja, damit wirst du's wohl getroffen haben. Und überhaupt, ich find' es unpassend und ungebildet, dass er den jungen Menschen mitbringt. Ein Onkel ist doch immer so was, wie 'ne Respektsperson. Für sich mag er ja tun, was er will; aber solchen jungen Menschen ... ich weiß nicht, Pauline. Findst du nich auch?«

»Na, und ob ich das finde. Natürlich; erst recht. Aber, Kind, wenn wir davon erst reden wollen, denn is kein Ende. Das is nu mal so; sie taugen alle nichts und is auch recht gut so; wenigstens für un-

sereins – mit dir is es was anders – und für alle, die so tief drinnesitzen un nich aus, noch ein wissen. Denn wovon soll man denn am Ende leben?«

»Von Arbeit.«

»Ach Jott, Arbeit. Bist du jung, Bolle. Gewiss, arbeiten is gut un wenn ich mir so die Ärmel aufkremple, is mir eigentlich immer am wohlsten. Aber, du weißt ja, denn is man mal krank un elend un Olga muss in die Schule. Wo soll man's denn hernehmen? Ach, das is ein langes Kapitel, Bolle. Na, du kommst doch? So Klocker acht oder lieber noch ein bisschen eh'r.«

Drittes Kapitel.

Während die Pittelkow oben bei Bolle war, um sich zu versichern, dass er abends auch kommt, ging Olga die Invalidenstraße hinauf, um zuerst den Brief abzugeben und dann, auf dem Rückweg, bei Konditor Bolzani die Torte zu bestellen. Sie sollte sich beeilen, aber sie kümmerte sich nicht darum, freute sich vielmehr, eine Stunde lang, ohne mütterliche Kontrolle zu sein und tröstete sich,

»dass es noch lange hin sei, bis Abend«.

An allen Läden blieb sie stehen, am längsten vor dem Schaufenster eines Putzgeschäfts, aus dessen buntem Inhalt sie sich abwechselnd eine rote Leibbinde mit Goldfransen und dann wieder einen braunen Biberhut mit Reiherfeder, als Schönstes wünschte. Diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, war freilich wenig Aussicht vorhanden, aber es schadete nicht viel, weil sich ihre nächste Zukunft, unter allen Umständen, angenehm genug gestalten musste. Wanda, wie sie von Onkel Bolle her wusste, hatte meistens Sandtorte, ja mitunter sogar Schokoladenplätzchen in ihrem Schrank und wenn sich beide Wünsche auch nicht erfüllten, so blieben doch immer noch die Gerstenbonbons.

Solchen Betrachtungen hingegeben, kam Olga bis an die Chausseestraße, wo, wie gewöhnlich in dieser kirchhofreichen Gegend, ein großes Begräbnis dafür sorgte, dass sich die Überquerung der Straße verzögerte.

Olga, weitab davon, irgendwelchen Anstoß an dieser Wegstörung zu nehmen, wünschte ganz im Gegenteil, dass sich diese Störung so lange, wie möglich hinziehen sollte und stellte sich, wegen des besseren Überblicks, auf eine vor einem Öl- und Spiritusgeschäft angebrachte Steintreppe.

Der Wagen mit dem Sarg war schon eine Weile vorüber, so dass sie nur noch das versilberte Kreuz, über einem Meer von schwarzen Hüten, hin und her schwanken sah. Kutschen fehlten im Zug (so wenigstens schien es), dafür aber folgten allerlei Bauwerke mit Bannern und Musik und während noch vom Kopf der Prozession her, der Trauermarsch der Zimmerleute bis weit nach hinten tönte, klang schon aus der Mitte des Zuges und vom Oranienburger Tor her, ein zweiter und dritter Trauermarsch herauf, so dass Olga nicht wusste, worauf sie hören und welchem Gebläse sie den Vorzug geben sollte.

Neben dem eigentlichen Gefolge, drängten breite Volksmassen mit nach vorne und ließen nur manchmal eine schmale Gasse frei, wenn reitende Schutzleute, von der Schlange her, bis an die Spitze des Zuges und dann wieder zurücksprinteten.

»Wer es nur is?«

dachte Olga, in deren Herzen etwas wie Neid aufkeimte, so schön begraben zu werden, aber soviel sie horchte, sie konnte es bei den mit ihr auf der Steintreppe Stehenden nicht mit Bestimmtheit in Erfahrung bringen. Einer versicherte, dass es ein alter

Mauerpolier, ein anderer, dass es ein reicher Ratszimmermeister sei, während eine, mit braunem Torfstaub ganz überdeckte Frau, die der herannahende Umzug sichtlich beim Abladen unterbrochen hatte, von nichts Geringerem, als von einem Minister für Maurer- und Zimmerleute wissen wollte.

»Dummes Zeug ...«,

unterbrach sie der nebenan wohnende Kioskbesitzer,

» ... so was gibt es ja gar nich.«

Aber das Torfweib ließ sich nicht stören und sagte nur:

»Warum nich, warum soll es so was nich geben?«

Und so stritt man sich hin und her. Endlich aber war der Zug vorüber und Olga passierte nun den Damm und bog, hundert Schritte weiter abwärts, in die Tieckstraße ein.

Nummer 27a war das dritte Haus von der Ecke: fünf Fenster Front, drei Stockwerke und eine kleine Mansarde. Der Wirt, ein Kupferschmied, hatte den Hof in eine halb offene Werkstatt verwandelt, in der nun, den ganzen Tag über, auf oft zwei Mann hohen Braukesseln herumgehämmert wurde, bei dem Gedröhne und Gehämmere lernte Wanda ihre Rollen. Es machte ihr nichts, ja sie hätte nirgends lieber wohnen wollen und der Kupferschmiedegeselle, der

auf der obersten Kesselrundung oft stundenlang herumritt und sich dabei in platonischer Liebe (der einzigen, die Wanda so kleinen Leuten gestattete) verzehrte, war jedes Mal ihr guter Freund.

Ihre von Glasermeister Schlichting gemietete Wohnung lag nämlich zum Hof hinaus und hatte *hier* ihren eigentlichen Auf- und Eingang. Hier befand sich denn auch ihre Klingel und ihre Visitenkarte, in einer gläsernen Tafel:

»Wanda Grützmacher, Schauspielerin am Nordend-Theater.«

Wegen dieses Titels durfte sie sich rühmen, fast wie manche Berühmtere. War sie doch ein Liebling der Bühne, die das Glück hatte, sie zu besitzen und nicht nur ein Liebling des Publikums, sondern auch des Direktors, der, geschweige der persönlichen Beziehungen, vor allem *das* an ihr schätzte, dass sie, mit Ausnahme der Gage, vollkommen präventionslos war und alles spielte, was vorkam.

»Immer tapfer in die Bresche!«

war einer ihrer Lieblingssätze. Sie war überhaupt für »leben und leben lassen«, behandelte delikate Vorkommnisse von einem gewissen höheren Standpunkt aus und hatte stereotype, der urältesten Berliner Witzesammlung entnommene Wendungen, in denen sich ihre Stellung zum »Ideal« ausdrückte. Sie zog dementsprechend

»ein gutes Gehalt einer schlechten Behandlung vor«

und wenn ihr bei Soupers mit Bourgeoiswitwern, einer ihr besonders sympathischen Gesellschaftsklasse, die Speisekarte gereicht wurde, so zeigte sie mit einem ihr sie kleidenden und seine Wirkung nie verfehlenden Ernst, auf das rasch als bestes und teuerstes Erkannte, indem sie jedes Mal feierlich hinzufügte:

»Dafür lass' ich mein Leben.«

So war Wanda Grützmacher, Tieckstraße 27a.

Olga, die sonderbarer Weise noch nie Bestellungen bei der Schauspielerin zu tätigen gehabt hatte, klingelte zunächst vorn, bei Schlichtings und Fräulein Flora Schlichting erschien denn auch, halb verschlafen, an der Tür und öffnete.

»Is Fräulein Wanda zu Hause?«

»Zu Hause is sie; ich glaube, sie schläft. Hast du was abzugeben?«

»Ja. Aber ich soll es ihr selber geben.«

»I, gib man ... «

Und damit griff sie nach dem Brief. Olga zog aber energisch zurück.

»Nein, ich darf nich ... «

»Na, denn komme morgen wieder.«

Wanda, trotzdem sie nicht Wand an Wand mit der Schlichtingschen Vorderstube wohnte, musste trotzdem von dieser Unterhaltung gehört haben, denn als gerade die Tür zugeworfen werden sollte, war sie, wie aus der Erde gewachsen, da und sagte:

»Gott, Olgachen. Was bringst du denn, Kind? Mutter is doch nich krank?«

Olga hielt ihr, statt aller Antwort, den Brief entgegen.

»Ach, ein Brief. Na, denn komm in meine Stube, dass ich ihn lesen kann. Hier is es ja stockduster und wahrhaftig nicht zu merken, dass man bei 'nem Glaser wohnt.«

Dabei nahm sie das Kind bei der Hand und zog es mit sich durch die, mit jedem Schritt, dunkler werdende Schlichtingsche Wohnung, bis in ihre Hinterstube hinein. Hier musste sie lachen, als sie den sonderbaren Briefverschluss ihrer Freundin Pauline sah; dann aber öffnete sie die verklebte Stelle, mit einer aus ihrem dicken, schwarzen Zopf genommenen Haarnadel und las nun mit sichtlicher Freude:

»Liebe Wanda. Er kommt heute wieder, was mir sehr verkwer is, denn ich mache gerade reine. Jott, ich bin so ärgerlich und bitte Dich bloß: komm. Oh-

ne Dir is es nichts. Bolle kommt auch. Komm Klocker 8, aber nich später und bleib' lieb,

*Deine Freundin
Pauline Pittelkow,
geb. Rehbein.«*

Viertes Kapitel.

Als Olga, nach Erledigung aller ihr aufgetragenen Gänge, den zu Kaufmann Marzahn an der Ecke natürlich mit eingerechnet, wieder nach Hause kam, fand sie hier alles verändert und Onkel Bolle damit beschäftigt, die rote Wollschnur der Tüllgardinen in die Halter aus Messingblech einzuhaken. Überall herrschte Sauberkeit und Ordnung – nur in der Nebenstube war man nicht fertig geworden – und das Einzige, was als Störung gelten konnte, war ein eben abgegebener Korb mit Weinflaschen und eine vorläufig auf einen daneben stehenden Stuhl gesetzte Hummermayonnaise.

Olga berichtete, dass Wanda kommen würde, was, von Seiten der Pittelkow, mit sichtlicher Freude genommen wurde.

»Wenn Wanda nich da is, is es immer bloß halb. Ich möchte mir nich alle Tage hinstellen un Prinzessin spielen; aber das muss wahr sein, alle von 's Theater haben so was un kriegen einen Schick un können reden. Wo's ihnen eigentlich sitzt, ich weiß es nich und am wenigsten bei Wanda. Wanda war immer die Faulste von uns un die Klügste auch nich un ließ sich vorsagen und ohne Lehrer Kulike ... na, mit dem hatte sie's. Überhaupt, es war 'ne pfiffige Kröte, was sonst die Dicken eigentlich nich sind. Aber immer gut und kein Neidhammel und gab immer was ab.«

Während dieser Rede, die sich nur halb an Bolle richtete, war die mitten auf dem Sofa sitzende Witwe mit Geraderückung dreier Bilder beschäftigt und trat, als sie damit fertig war, vom Sofa, bis an die Türschwelle zurück, um von hier aus noch einmal alles überblicken und sich von dem Gelungensein ihres Arrangements überzeugen zu können.

Wegen solcher Dinge gelobt zu werden, war ihr, bei ihrer im Grunde genommen ganz auf Wirtschaftlichkeit und Ordnung eingestellten Natur, ein wahres Herzensbedürfnis und wenn sie je zuvor einen Anspruch auf ein dafür einzuheimsendes Lob gehabt hatte, so sicherlich heute. Alles, was aus dem ihr zur Verfügung stehenden Material gemacht werden konnte, war daraus gemacht worden und ließ, wenigstens momentan, übersehen, wie sehr, und zum Teil auch, in wie komischer Weise sich die hier aufgestellten Sachen untereinander widersprachen.

Ein Büfett, ein Sofa und ein aufrecht stehendes, kleines Klavier, die, hintereinander weg, die von keiner Tür unterbrochene Längswand des Zimmers einnahmen, hätten auch bei »Geheimrats« stehen können; aber die von der Pittelkow eben gerade gerückten drei Bilder stellten das, im Übrigen erstrebte Ensemble, wieder stark in Frage. Zwei davon: »Entenjagd« und »Tellskapelle«, waren nichts, als schlecht kolorierte Lithographien, allerneuesten Datums, während das dazwischen hängende, dritte Bild, ein riesiges, stark nachgedunkeltes Ölporträt, wenigstens hundert Jahre alt war und einen polnischen oder litauischen Bischof verewigte, hinsicht-

lich dessen Sarastro schwor, dass die schwarze Pitte-
telkow, in direkter Linie, von ihm abstamme.

Gegensätze wie diese, zeigten sich in der gesamten
Zimmereinrichtung, ja schienen mehr gesucht, als
vermieden zu sein und während sich, an einem der
Wandpfeiler, ein prächtiger Wandspiegel mit zwei
vorspringenden goldenen Sphinxen breitmachte,
standen auf dem Bücherschrank zwei jämmerliche
Gipsfiguren, eine Polin und ein Pole, beide kokett
und in Nationaltracht zum Tanz ansetzend.

Am interessantesten aber, präsentierte sich der
eben erwähnte Bücherschrank selbst, dessen vier
Mittelfächer leer waren, während auf seinem ober-
sten Brett, zwölf prachtvoll in Leder gebundene
Bände von Humes »History of England« und acht-
zehn Bände »Œuvres posthumes de Frédéric le
Grand« standen und einen wundervollen Gegensatz
zum »Berliner Pfennigmagazin« bildeten, das, in
zwei Haufen locker übereinander getürmt, unten im
Schrank lag. All dieses Einrichtungsmaterial, Klei-
nes und Großes, Kunst und Wissenschaft, war an
ein und demselben Vormittag gekauft worden und
mittels Handwagen, der ein paar Mal fahren muss-
te, von einem Trödler in der Mauerstraße, zur Inva-
lidenstraße herangeschafft worden.

Auf die, vor allem verwunderlichen französischen
und englischen Prachtbände, hatte *der*, aus dessen
Mitteln dies alles kam, eigens und mit besonderem
Nachdruck, bestanden,

»auf dass ...«,

wie er sich in seiner spöttisch huldigenden Weise auszudrücken beliebte,

» ... die Welt erfahre, wer Pauline Pittelkow eigentlich sei.«

Das waren die Schätze, die jetzt, von der Tür her, einer letzten Musterung unterworfen wurden und als schließlich auch noch die Fransen, des vor dem Sofa liegenden Brüsseler Teppichs, gerade gezupft waren, sagte die Pittelkow:

»So, Bolle, nu komm, nu kochen wir uns einen Kaffee, das heißt einen or'tlichen. Und Olga holt uns was dazu. Willst du Streusel oder bloß mit Zucker und Zimt?«

»Ach, Pauline, du weißt ja ... «

»Na, dann Streusel ... Olga.«

Und die, weil die Tür aufstand, jedes Wort gehört und sich nur zum Schein, aber eben deshalb auch um so zudringlich-liebevoller mit dem »Brüderchen« beschäftigt hatte, stürzte jetzt, wie besessen, aus der Hinterstube nach vorn und war ganz Ohr und Auge.

»Da, Olga. Nu geh. Aber von Katzfuß, nich von Zachow. Und nasche nich wieder und rede nachher von Krümel.«

»Und nu, Bolle ...«,

fuhr die Pittelkow fort, während Olga verschwand und das längst blank gewordene Treppengeländer im Nu herunterrutschte,

» ... nu wird's auch wohl Zeit, uns fein zu machen. Aber komme nich wieder in deinem grünen Anzug. Du weißt, so was kann er nich leiden. Und solange es so is, wie es is, muss man doch machen, was er will. Und denn bringt er ja auch das ausgepustete Ei mit. Und die kenn ich, die verlangen immer am meisten und wenn's weiter nichts is, wollen sie wenigstens was sehn un Augen machen. Und das weiß auch die Wanda. Pass' mal auf, die kommt wieder mit 's schwarze Samtkleid und 'ne Rose vorn. Ich muss immer lachen.«

Und wirklich, Wanda kam in schwarzem Samt und sah sehr stattlich aus. Ihr Kopf hatte nichts von der frappierenden Schönheit ihrer alten Schul- und Jugendfreundin, aber an »Weltgewandtheit« war sie dieser, wie die Pittelkow selbst zugestand, sehr überlegen.

»In Weltgewandtheit kann ich gegen Elisabet nich an.«

Das war die letzte Rolle, worin sie Wanda gesehen und beinahe widerwillig bewundert hatte.

»Ah, Wanda«,

so begrüßte sie jetzt die Freundin,

»das is nett, dass du da bist; immer pünktlich.«

»Ja, liebe Pauline, das is so bei uns, das lernen wir, wie die Soldaten. Wenn's Stichwort fällt, müssen wir vor und wenn's das Leben kostet.«

Die Pittelkow lachte herzlich, was sie jedoch nicht abhielt, Wanda mit einer gewissen Feierlichkeit in den rechten Sofaplatz hineinzukomplimentieren. Bolle, der sehr gut aussah und auf Wunsch der Schwester seinen getüpfelten »Perlhuhnanzug« anhatte, sollte sich neben Wanda setzen, bestand aber hartnäckig auf seinem Willen und nahm einen Lehnstuhl der Schauspielerin gegenüber. Zwischen beiden stand ein Riesenbouquet, das im Invalidenhausgarten für diesen Festabend geschnitten worden war: ein Dutzend Rosen, aus deren Mitte hohe Feuerlilien herausragten. Wanda, die riechen wollte, bückte sich zu tief hinein und machte sich dadurch einen gelben Bart, was Pauline ungemein amüsierte. Sogar Olga wurde herbeigerufen.

»Sieh, Olga, sieh, Tante Wanda hat 'nen Schnurrbart. Und was für einen! Ihr sollt mal sehn, Kinder, der junge Graf hat gar keinen!«

In diesem Augenblick wurde die Klingel betätigt und die Pittelkow ging, um in Person zu öffnen. Bolle folgte, weil er nicht sitzen bleiben und großartig den vornehmen Herrn spielen wollte. Wanda dagegen, im Vollgefühl dessen, was sie sich und der Kunst

schuldig sei, rührte sich nicht vom Fleck und thronte weiter. Erst als der Besuch eintrat, erhob sie sich und erwiderte leichthin den Gruß der beiden älteren Herren, während sie vor dem jungen Grafen einen Hofknicks machte.

»Darf ich die Herrschaften miteinander bekannt machen?«

fragte jetzt Sarastro verbindlich und mit anscheinend ernstester Miene.

»Mein Neffe Waldemar«

(dieser verbeugte sich),

»Frau Pauline Pittelkow, geborene Rehbein, Herr Bolle Rehbein, Fräulein Wanda Grützmacher. Einer Vorstellung unseres Freundes Papageno bedarf es nicht; er hat den Vorzug, allen Anwesenden bekannt zu sein.«

In der Art, wie diese Vorstellung von den zwei Damen und dem einen Herrn aufgenommen wurde, zeigte sich durchaus die Verschiedenheit ihrer Charaktere: Wanda fand alles in Ordnung, Pauline brummte was von Unsinn und Afferei vor sich hin, und nur Bolle, der das Verletzende der Komödie herausfühlte, wurde rot.

»Hat Borchardt geschickt?«

»Versteht sich, hat er ... «

»Nun, dann bitte ich also ... «

Der ungewöhnliche Bestimmtheitston, in dem das alles von Seiten Sarastros gesagt wurde, verschnupfte die Pittelkow nicht wenig, sie hielt es aber für angemessen, ihren Ärger darüber auf andere Zeit zu vertagen und ging mit Bolle hinaus, um den schon vorher gedeckten Tisch aus dem Hinterzimmer in das Vorderzimmer zu tragen.

Inzwischen war dem alten Grafen, der sehr feine Nerven hatte, durch die Feuerlilien und ihren Geruch heftig Unannehmlichkeiten bereitet worden; er nahm sie darum, einfach so, aus dem Straussbouquet heraus, öffnete das Fenster und warf sie hinaus.

»Ein mir unerträglicher Geruch; halb Kirchhof, halb Pfarrgarten. Und von beiden halt ich nicht viel.«

Ehe fünf Minuten vorbei waren, war die Tafelrunde geschlossen. Alle saßen an einem ovalen Tisch: vorne an der alte Graf, neben ihm Wanda und Bolle, dann Papageno und Waldemar, zu unterst aber, also dem alten Grafen gegenüber, seine Freundin Pauline. Sie saß so, dass sie, bei jedem Blick, nach oben in den Spiegel schauen musste, was den alten Grafen, als er es merkte, zu dem halb scherzhaften, halb huldigenden Zuruf veranlasste:

»Ehre, dem Ehre gebührt!«

Die Pittelkow aber, wies heute solche Huldigungen zurück und sagte:

»Jott, Ehre! Mir ist nichts jrässlicher, als immer meine Visage zu sehn.«

»Dann bitte ich meine schöne Freundin, ihren Augenaufschlag etwas niedriger zu richten; sie sieht dann mich.«

Das erheiterte sie.

»Da bin ich doch lieber fürs Gewesene. Da bin ich doch noch lieber für mich.«

Sarastro und Papageno waren entzückt und tranken ihrer schwarzen Freundin zu.

»Immer dieselbe«,

sagte Sarastro.

»Nicht wahr, Fräulein Wanda?«

Diese stimmte zu, schon einfach, weil sie musste, begann aber doch an ihrer Rose zu zupfen, zum Zeichen, dass sie nicht hergekommen sei, sich vor den Triumphwagen der Witwe Pittelkow zu spannen. Dann lehnte sie sich zurück und sah in Richtung »Tellskapelle«. ^[4]

[⁴ Die **Tellskapelle** ist eine Kapelle am Ufer des Vierwaldstättersees, drei Kilometer südlich des Dorfes Sisikon, im schweizerischen Kanton Uri und ist hier auf einem Bild an der Wand zu sehen.]

Papageno trug dieser Stimmung Rechnung und kam der Künstlerin, die durchaus versöhnt werden musste, mit einem Kunstgespräch entgegen, was sich um so eher machen ließ, als auch der alte Graf an allem Theaterklatsch einen ehrenvollen Anteil nahm und keinen Unterschied machte, egal, ob sich's um die Lucca oder Patti oder um die letzte Choristin in der »Fledermaus« handelte.

»Meine Gnädigste ...«,

begann Papageno,

» ... was dürfen wir demnächst an Neuigkeiten in Ihrem Kunstinstitut erwarten?«

»Unser Alter ...«,

erwiderte Wanda,

» ... will es mit einem Ausstattungsstück versuchen. Er meint, es sei noch das einzige ...«

»Da hat er Recht. Ist es eine Reise zum Mond oder in den Mittelpunkt der Erde?«

»Hoffentlich das Letztere«,

warf der alte Graf ein.

»Ich bin für Mittelpunkte.«

Wanda lächelte. Das Eis war gebrochen und es wurde ihr, von diesem Augenblick an, einigermaßen schwer, in einem öden, weil wenigstens zunächst noch unpersönlich verbleibenden Kunstgespräch, weiter fortzufahren. Sie zwang sich aber und sagte, während sie nur dann und wann den alten Grafen verständnisvoll streifte:

»Wegen Beschaffung eines Textes hat sich der Alte natürlich kein graues Haar wachsen lassen. Er bleibt bei seiner Abneigung, für Dinge zu zahlen, die man umsonst haben kann und glaubt, wie mein Kollege Pöltrig sagt, der übrigens studiert hat, anstandslos in das Gebiet der Dichtung übergreifen zu können. Unser Alter ist überhaupt der Mann der Übergriffe, woran ich immer nur mit Unwillen denken kann.«

»Empörend«,

sagte der alte Graf.

»Übrigens ahne ich bereits, an welche Tür er geklopft haben wird. Man verstehe: an welche Dichtertür. Ich wette zehn gegen eins: Shakespeare ... «

»Der Herr Graf treffen immer ins Schwarze. Ja, das ›Wintermärchen‹, und mir ist die Hauptrolle zugefallen, die der Hermiöne, von der ich vorläufig nur weiß, dass ich, eine ganze Szene lang, auf einem Unterbau stehe, ganz schmucklos, aber doch etwas Weißes um die Hüften.«

Sarastro lächelte.

»Diese Besetzung der Rolle kann niemand überraschen, und Sie, mein gnädigstes Fräulein, wenn Sie nicht blind gegenüber Ihrer eigenen, so deutlich hervortretenden Gaben und Vorzüge sind, am wenigsten. Die Natur hat Sie zu glücklich ausgestattet, als dass das Marmorbräutliche, das hier beinahe ausschließlich in Frage kommt, an Ihnen vorübergehen konnte. Wenn ich mir Sie so vorstelle, ganz Stein und mit einem Mal durchdringt Sie das warme, pulsierende Leben, alles wogt, und in rötlicher Beleuchtung steigen Sie vom Sockel herunter, um wieder Mensch unter Menschen zu sein, ein erhabener Gedanke ... «

»Der Herr Graf schmeicheln. Es ist eine Rolle, die durchaus Jugend fordert, ja, mehr als Jugend, ich möchte sagen dürfen, Jugend und Zartheit ... «

»Eigenschaften, die Sie sich in übergroßer Bescheidenheit nur absprechen, um unseres heftigsten Widerspruchs sicher zu sein. Hermíone, soviel mir vorschwebt, ist schon, zu Beginn des Stücks, Gattin und Mutter, zudem auf Untreue verklagt, Ereignisse, die doch nur ausnahmsweise vor das vierzehnte Lebensjahr fallen. Ich bitte Sie, was heißt jung und vor allem, was heißt zart. Es wird mit diesem Wort ›zart‹ ein beständiger Missbrauch getrieben und alles, was bleich oder schwindsüchtig ist, das ist sicher, als zart bezeichnet zu werden. Eine der vielen Verirrungen unseres modernen Geschmacks. Zart, zart; zart ist etwas Innerliches, Seelisches, das

*auch innerhalb einer vollsten Formgebung existieren kann. Fragen Sie meinen Neffen. Er reist seit fünf Jahren in Italien umher, namentlich in Kirchen und kennt, schlecht gerechnet, fünftausend Heilige weiblichen Geschlechts. Und was heilig ist, muss doch auch zart sein. Und nun soll er uns Rede stehen, zum Begriff der Zartheit. Ich will seinem bes-
sern Urteil nicht vorgreifen, aber ich wage vorweg die Behauptung, alles, was er von heiligen Cäcilien und Barbaras und selbstverständlich auch von Genovevas, die immer die Hauptsache bleiben, gesehen hat – alle waren Damen von Ihrer Konstitution, meine Gnädigste, Damen, denen alles Mondscheinene fehlte, Damen in schwarzem Samt und roter Rose. Waldemar, ich bitte dich dringend, unterstütze mich in einer Sache, die meinem Herzen und meinem Kunstgefühl gleich viel bedeutet.«*

Er stieß mit Wanda an und hatte die Freude, dass Waldemar auf den angestimmten Ton einging und, unter verbindlichem Lächeln, versicherte: Der Onkel habe recht; alle Heiligen seien wohlproportioniert und auch das Zarteste könne sich noch innerhalb der Wellenlinie ...

»Brav, brav«,

unterbrach hier der Graf.

»Und so bitte ich denn, die Gläser zu füllen, um auf das Wohl Hermións zu trinken – eine von Fräulein Wanda bevorzugte Akzentverschiebung, die mir eine ganz neue Auffassung verspricht. Denn die Ak-

zente machen's im Leben und in der Kunst. Es lebe die Kunst, es lebe das Zarte, es lebe die Wellenlinie, vor allem, es lebe Hermíone-Hermíone, es lebe Fräulein Wanda, es lebe die rote Rose.«

Wanda verneigte sich und überreichte dem alten Grafen die rote Rose, die so sinnig den Schluss seiner Rede gebildet hatte. Der alte Baron aber stieß, von der andern Seite her, mit beiden an.

Es folgte nun Toast auf Toast, Papageno ließ Bolle hoch leben und nachdem auch noch Waldemar sich ebenfalls an Bolle wandte, ein paar Worte sprach, sprach dann Wanda, wie immer, in Klappreimen, die sie sich übrigens auf die einfachste Weise, indem sie »Liebe« statt »Freundschaft« einsetzte, für Gelegenheiten wie die heutige aus einem alten Stammbuchvers zurechtgemacht hatte.

Zuletzt ergriff der alte Graf noch einmal das Wort, um seine Freundin Pauline hochleben zu lassen. Er verschwieg aber ihren Namen dabei, sprach nur, ganz allgemein, über den Zauber und die Vorzüge der Witwenschaft und schloss mit dem Ausruf:

»Es lebe meine Mohrenkönigin, meine Königin der Nacht.«

Alles erhob sich und Baron Papageno versicherte, dass das ein echter Sarastro-Toast gewesen sei und dass die Reihe der Trinksprüche nicht würdiger hätte schließen können.

Alle stimmten zu, nur nicht *die*, der der Trinkspruch gegolten hatte. Das Drastische darin mochte gehen (verhöhnte sie doch selber alles, was sie »sich zieren« nannte), der Spott aber, der durchklang und ein behagliches Sich-Ergehen in Witzeleien, die sie nur halb verstand und die gerade deshalb ihr schlimmer erschienen, als sie waren – *das* verdarb ihr die Stimmung und so sagte sie, während sie sich verfärbte:

»Na, Graf, bloß nich so, bloß nich übermütig. Das lieb ich nich. Un so vor allem! Was sollen denn der junge Herr Graf davon denken?«

»Immer das Beste.«

»Na, das Jute wäre mir lieber.«

Und während sie sich Wasser einschenkte, wiederholte sie:

»Königin der Nacht. Is nich zu glauben.«

Fünftes Kapitel.

Die sich im Herzen der Witwe Pittelkow regende Verstimmung würde sich bei der vorherrschenden Tafelheiterkeit, unter allen Umständen, rasch wieder verzogen haben, der alte Graf aber, der die beispiellose Heftigkeit seiner »Königin der Nacht« nur zu gut kannte, hielt es nichtsdestoweniger für angezeigt, auch der bloßen Möglichkeit eines Sturmes vorzubeugen.

»Ich denke ...«,

sagte er,

» ... wir sorgen für etwas frische Luft und nehmen im Nebenzimmer den Kaffee.«

»Geht nich«,

erwiderte die Pittelkow.

»Alle Gardinen ab; alles wie Kraut und Rüben ... «

»Gut denn, so bleiben wir. Auch eng und warm hat seine Vorzüge ... Darf ich bitten ... «

Und damit nahm er, indem er die Tafel aufhob, Wandas Arm und geleitete sie bis an den Sofaplatz, den sie beim Erscheinen der Herren innegehabt hatte. Der junge Graf geleitete standesgemäß Bolle, während der mit der Sitte solcher Pittelkow-Abende längst vertraute Baron, ohne Weiteres, einen ele-

gantem Likörkasten und eine Zigarrenkiste, vom Büfett her, auf den Sofatisch setzte. Der alte Graf nickte zustimmend, strich ein Phosphorholz an der Sohle seines Lackstiefels und zündete sich eine sorgfältig ausgewählte Havanna an. Als er den ersten Zug getan und die Wolke weggeblasen hatte, wandte er sich kavalierhaft verbindlich an Wanda und Bolle und sagte:

»Die Herrschaften erlauben doch?«

Frau Pauline hatte sich gleich vom Tisch in die Küche begeben und kam schon nach wenigen Minuten mit dem Kaffee zurück, eine Schnelligkeit, die sich nur daraus erklärte, dass sich Olga der ihr gewordenen Doppelaufgabe: das Kind ruhig und das Wasser am Kochen zu halten, mit einer durch Furcht und Hoffnung gleichmäßig geschärften Gewissenhaftigkeit unterzogen hatte. Der Kaffee wurde präsentiert, auch der alte Baron nahm aus dem Zigarrenkistchen und einen Augenblick später, kräuselten sich die Rauchwolken, von zwei Seiten her, durch die Luft.

»In der ganzen Welt gibt es keine zweite solche Zigarre«,

versicherte Papageno.

»Das stimmt«,

erwiderte der Graf.

»Und zudem eine Zigarre hier, im Hause meiner Freundin, ist mir immer wie Opiumrauchen, das glücklich macht und bei jedem neuen Zug sehe ich die Gefilde der Seligen oder, was dasselbe sagen will, die Jungfrauen im Paradies.«

»Na, na«,

sagte die Pittelkow, die, wenn sie nicht schon da waren, neue Verhöhnungen fürchtete.

Der alte Graf aber, ließ sich durch diesen Zuruf nicht stören und fuhr seinerseits fort:

»Überhaupt alles wundervoll und ich vermisse nur eins, die Liköre. Papageno hat freilich für den Kasten gesorgt – dafür ist er Papageno –, aber nicht für den Schlüssel ... Ah, sieh da, Herr Bolle bringt ihn schon. Ich glaube, er hat überhaupt den Schlüssel und schließt uns jedes Glück auf, vorausgesetzt, dass er will ... Und nun überlassen Sie mir die Wahl, meine Herrschaften. Ich wette, dass ich's für jeden von Ihnen treffe.«

»Das wäre es«, sagte Wanda, »da bin ich doch neugierig.«

»Es ist leichter, als Sie denken. Jedem sind seine Neigungen von der Stirn abzulesen: hier, meine Freundin, ist für den Likör Curaçao ... «

(die Pittelkow nickte),

» ... der früher unter dem schlichteren Namen »Pomeranzen« eine nicht verächtliche Karriere machte, Herr Bolle ist natürlich für den Gewürzlikör Anisette und Fräulein Wanda für einen Benediktiner oder zwei. Kosten Sie, meine Gnädigste. Wie denken Sie über solche Mönche? Nicht wahr, nicht übel?«

Es wurde nun immer belebter und je mehr sich eine narkotische Wolke durch das Zimmer verbreitete, desto mysteriöser wurde auch die Sprache. Der alte Graf übernahm dabei die Führung, während Baron Papageno beipflichtete. Beider Intimitäten aber richteten sich ausschließlich an Wanda, weil sie vor der Schwester und ihrem Bruder eine gewisse Scheu hatten, vor der älteren um ihres unberechenbaren Temperaments, vor dem jüngeren Bruder, um seiner Unschuld willen.

Wanda, die die momentane Vernachlässigung, zu Beginn der Tafel, längst vergessen hatte, sah in diesem beständigen Sichwenden an ihre Person selbstverständlich nichts, als einen ihr zustehenden Triumph und berauschte sich in der Fülle der ihr immer eindringlicher zuteil werdenden Huldigungen. Und was die Huldigungen nicht bewirkten, das tat der Benediktiner.

Alle Grandezza war längst abgestreift und als sie mit einigen Kulissengeheimnissen anfang und namentlich den alten Direktor in seiner eigentlichsten Sphäre, der des Serails, gekennzeichnet hatte, war sie vorgeschritten genug, dem Wunsch des alten Grafen, der nach Proben ihrer Kunst verlangte,

nachzugeben. Ein paar auch jetzt noch verbleibende Bedenken, wurden durch Baron Papageno beseitigt, der im rechten Moment erzählte,

»die Rachel habe, mit nichts als einem Spitzenschleier drapiert, auf der Pfaueninsel die Phädra gespielt und den Kaiser Nikolaus zur Bewunderung hingerissen: er bezweifle nicht, dass Wanda dasselbe könne, egal nun, ob sie den ›Ritter Toggenburg‹ oder den ›Gang nach dem Eisenhammer‹ oder auch bloß den ›Handschuh‹ vortrage. Aber einer müsse hinter ihr stehen und die Gesten machen; ohne Gesten sei der Erfolg nur halb so groß.«

Diese Frage wurde weiter ausgesponnen und nachdem man die verschiedenen Formen und Zusätze durchgenommen hatte, durch deren Hinzufügung die Schillersche Ballade zu höherer Wirkung gelangen sollte, kam man schließlich überein, da doch alles auf den dramatischen Effekt hinauslaufe, lieber diese Vorführung ganz fallenzulassen und statt dessen ein Stück aufzuführen: ein Schattenspiel oder am liebsten eine *Kartoffelkomödie*. Dieses Wort, kaum dass es gefallen war, wurde mit Begeisterung aufgenommen und Wanda, nachdem sie die noch vor ihr stehende kleine Tasse geleert hatte, erhob sich von ihrem Sofasitz, zum Zeichen, dass sie nunmehr bereit sei, mit einer dramatischen Aufführung zu beginnen.

»Aber was? Was ... ? Lustspiel oder Trauerspiel?«

»Natürlich Trauerspiel ... «,

so klang es durcheinander und selbst der junge Graf und Bolle, die sich bis dahin zurückgehalten hatten, wurden lebendig. Wanda selbst aber, verbeugte sich und sagte, nicht ohne Anflug von Humor:

»Ein verehrungswürdiges Publikum wird seinerzeit über Inhalt und Titel des Näheren verständigt werden.«

»Bravo! Bravo!«

Daraufhin zog sie sich in der Tat zurück und ging in die Küche, wo sie das Nötigste für die Komödie zu finden hoffte. Die Pittelkow folgte. Bald danach aber erschienen beide wieder vor der Wohnung, wo man sofort, die zum Nebenzimmer führende Flügeltür öffnete und, innerhalb eben dieser Türöffnung, eine karierte Decke auszuspannen und in etwa Manneshöhe zu befestigen begann. Dahinter stellte sich nun Wanda und drückte die Decke gerade weit genug herunter, um bequem drübersehen zu können. Und nun verkündigte sie:

»Judith und Holofernes, Trauerspiel in zwei Akten von Tussauer, ohne Musik. Wir beginnen mit dem ersten Akt!«

(»sehr gut« ... »merkwürdig«) »oder, was dasselbe sagen will, mit der Zeltgasse des Holofernes.«

Und nach dieser Ankündigung schnellte die Decke wieder in die Höhe und an Stelle von Wandas brü-

nettem Gesicht, erschien eine weißgekleidete Kartoffelprinzessin mit rotem Turban und rotem Siegelackmund. Natürlich Judith. Diese verneigte sich, geschickt dirigiert, vor dem Publikum, sah abwechselnd nach links und rechts, als wenn sie jemand erwartete und begann dann in etwas heiserem Ton:

»Er ist es, Holofern, der schwergeprüfte Mann, ich sehe sein großes Schwert und einen Klunker dran.«

Tatsächlich zeigte sich, in eben diesem Augenblick, von der einen Seite her, eine hagere Rotmantelgestalt mit einer Papierkrone:

»Wer bist du, schöne Frau? Wo kommst du hergereist? Im Krieg ist mancher Mann, manches Mal, etwas dreist.«

»Auch im Frieden«,

tuschelte Sarastro dem Baron zu. Judith aber fuhr fort:

»Ergebne Dreistigkeit erleid ich sittig gern, ich nenne Judith mich und suche Holofern.«

»So bin ich's, den du suchst ... Wie war ich so allein ... «

»Doch nur durch deine Schuld ... « – »Es soll nicht länger sein.«

Und unter einem halb befehlshaberischen, halb vertraulichen Augen- und Fingerwink in Richtung seines Zeltcs zugehend, folgte Judith, während das gleichzeitig im Nebenzimmer erlöschende Licht anzeigte, dass der Vorhang vorläufig falle.

Der junge Graf wollte Beifall klatschen, der Onkel aber hielt ihn zurück und erklärte,

»dass man sein Feuer, auch in solchen Dingen, nicht zu früh verknattern müsse. Dies alles sei nur Vorspiel und stelle viel, viel Wirres in Aussicht. Er, für seine Person, sei vor allem neugierig, wie Fräulein Wanda gewisse szenische Schwierigkeiten, so beispielsweise das Heiraten zwischen unterschiedlichen Ständen und, als Zweites, die Enthauptung, überwinden werde. Natürlich bestreite man jetzt das Vorhandensein szenischer Schwierigkeiten, aber alles habe doch seine Grenzen.«

Sarastro würde noch trefflich weitergesprochen haben, wenn nicht das sich wieder erhellende Nebenzimmer den Fortgang der Handlung angezeigt hätte. Wirklich erschien, im nächsten Augenblick, Judith aufs Neue, diesmal, um ihren entscheidenden Monolog zu halten.

»Er sterbe ... Muss er's denn? Mir selber ist es leid, er sprach von einem Schmuck und sprach von einem Kleid, nur wer bürgt dafür? Ich weiß, wie Männer sind, ist erst der Sturm vorbei, so dreht sich auch der Wind: Er sprach von Frau sogar, allein was ist es wert ... ?

Komm denn an meine Brust, geliebtes Racheschwert; er hat es so gewollt – ich fasse seinen Schopf, dass er mich begehrt, das kostet ihm den Kopf.«

Und im selben Augenblick (die Gestalt des Holofernes war inzwischen aus der Tiefe heraufgestiegen) vollzog sich auch schon der Enthauptungsakt und der Kopf des Holofernes flog, über die Gardine hinweg, ins andere Zimmer hinein und fiel hier vor Baron Papageno auf den Boden. Alles klatschte und, mehr noch, zollte dem virtuosen Schwerthieb Beifall, der alte Baron aber nahm den ihm zu Füßen liegenden Kopf auf und sagte:

»Wahrhaftig, bloß eine Kartoffel. Kein Holofernes. Und doch war es mir, als ob er lebe. Was eigentlich auch nicht wundernehmen kann. Denn früher oder später ist eine derartige Enthauptung unser aller Los. Irgendeine Judith, die wir ›begehren‹ – bei­läufig eine herrliche Wortbildung –, entscheidet über uns und tötet uns so oder so.«

»Lassen Sie's, Baron. Wozu diese schwermütigen Betrachtungen. Ich find es einfach superb. Und glücklich der Dichter, der etwas Derartiges schaffen konnte. Sie, Fräulein Wanda, nannten vorhin einen Namen, aber vielleicht nur, um von sich persönlich abzulenken ... Eigene Schöpfung?«

»O nein, Herr Graf.«

»Nun, wenn nicht von Ihnen, meine Gnädigste, von wem denn?«

»Von einem jungen Freund.«

»Will sagen, von einem alten Anbeter.«

»Nein, Herr Graf, von einem wirklichen jungen Freund, von einem Studenten.«

»Das sind wir alle. Was studiert er? Darauf kommt es an.«

»Ich habe das Wort vergessen und auf seiner Karte steht es immer nur halb. Und sein Museum ist in der Königgrätzer Straße. Da können sie, was mir recht ist, herauskriegen, wie die Welt entstanden ist und woraus und wann.«

»Und vielleicht auch warum? Ein sehr interessantes Studium ... Und er dichtet auch?«

Wanda bejahte und setzte zugleich hinzu, dass es nicht leicht gewesen sei, seiner ernsten Richtung in der Kunst, ein Stück wie »Judith und Holofernes« abzugewinnen.

»Er werde seine Muse nicht entweihen«,

seien damals seine Worte gewesen. Aber sie habe, Gott sei Dank, Mittel zur Verfügung gehabt, ihn zu zwingen.

»Ah, ich verstehe ... «

»Nein, nicht das, Herr Graf. Er ist ein sehr verschämter junger Mann und liest mir bloß seine großen Trauerspiele vor, immer mit einem Vorspiel. Und dabei hofft er auf meine Fürsprache. Damit hab' ich ihn in der Gewalt. Freilich, ich muss es sagen, es wird nichts mit ihm. Aber ein guter Junge, der mir alles zuliebe tut.«

»Glaub' ich«,

lachte der Baron.

»Aber, meine Gnädigste, wer wollte es auch anders? Und nun denk ich, wir machen ein Kartenspiel.«

Ein Spieltisch wurde herbeigeschafft und aufgeklappt und die drei Herren und Wanda nahmen Platz. Auf ein niedriges Tischchen daneben, wurde ein Champagnerkühler gesetzt und der alte Graf in Person, machte den Wirt. Eigentlich trank nur Wanda, trotzdem auch ihr ein Spatenbräu sehr viel lieber gewesen wäre. Bolle stand hinter Papagenos' Stuhl und musste die Versicherung mit anhören,

»eine reine Jungfrau bringe Glück«.

Die Pittelkow betätigte sich wirtschaftlich und putzte bereits die Gabeln wieder blank.

So verging eine gute Weile. Zuletzt aber warf der alte Graf die Karten hin und sagte:

»Kommt nichts dabei heraus. Ein Spiel ist eigentlich nur was, wenn es um Bank oder Leben geht. Ich glaub', ich habe sieben Mark verloren und quäle mich nun schon eine Glockenstunde. Wanda, sind Sie bei Stimme? Natürlich; was frage ich noch. Eine Dame wie Sie, hat ihre Requisiten immer bei sich. Omnia mea mecum portans^[5]. ...

Papageno lachte. Der alte Graf aber fuhr fort:

»Omnia mea ... Welche Perspektive! Auf Ihr Wohl, Wanda. Und auf das Ihre, Herr Bolle. Pauline braucht unser Wohl nicht, der geht es von selbst gut.«

»Na, na, Graf. Bloß nich so. Von selbst? Wovon denn? Weiß es Gott, es is auch nich immer 'n Vergnügen.«

»O vorzüglich, Pauline. Du bist doch die Beste. Stoß an, Kind. Aber nun singen, Wanda.«

»Ja, wer begleitet?«

[⁵, ... All meinen Besitz trage ich bei mir' ist ein von Cicero dem griechischen Philosophen Bias von Priene zugeschriebener Ausspruch. [interne Fußnote hierzu: Cicero, *Paradoxa Stoicorum* I, 8]. Quelle im Internet: Wikipedia: Seite „Omnia mea mecum porto“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 16. Oktober 2020, 09:32 UTC. URL: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Omnia_mea_mecum_porto&oldid=204596111 (Abgerufen: 13. März 2025, 08:52 UTC)]

*»Natürlich der, der als Einziger begleiten kann:
Papageno.«*

»Gut, gut.«

Und der alte Baron schob einen Stuhl ans Klavier,
drehte den kleinen Schlüssel und eröffnete.

»Was soll es sein?«

»Nun ... «,

sagte der alte Graf,

*» ... das wenigstens sind wir dir schuldig, Freund,
dass wir mit der Papageno-Arie beginnen. Also:
»Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein
gutes Herze nicht.« Aber freilich, das ist eine Pla-
titüde, das ist selbstverständlich. Erst, was folgt, ist
das Eigentliche. »Die süßen Triebe mitzufühlen, ist
dann des Weibes erste Pflicht.««*

Der Baron nickte zustimmend und wiederholte den
Schluss:

»Ist dann des Weibes erste Pflicht.«

Wanda aber, die, wie die Meisten ihrer Art, an ganz
unmotivierten Anstands- und Tugendrückfällen litt,
sagte mit einem Mal:

*»Nein, meine Herren, es ist noch zu früh. Ich finde,
dies Lied ist schon über der Grenze.«*

Die Herren sahen einander an, weil keiner wusste, was er aus diesem Unsinn machen sollte, die Pittelkow aber, die sich über das »Wandasche Gebabe« ganz aufrichtig ärgerte, fuhr energisch dazwischen und sagte:

»Jott, Wanda, bloß keine Geschichten. Jrenze! Wenn einer so was hört! Man is entweder 'rüber oder man is nich 'rüber. Un wenn man erst 'rüber is, und wir sind 'rüber, dann is es auch ganz egal, ob es Klock Zehn is oder Klock Elfe. Nein, Wanda, bloß nich zieren. Immer anständig, dafür bin ich, aber zieren kann ich nich leiden.«

Es schien sich ein Streit zu entwickeln, der, bei dem rücksichtslosen Charakter der Pittelkow, bei der alles immer biegen oder brechen musste, leicht zu sehr unliebsamen Erörterungen hätte führen können. Niemand wusste das, nach allerpersönlichsten Erfahrungen, besser, als der alte Graf selbst. Er sprang also über den Streitpunkt rasch hinweg und sagte:

»Dann bin ich, wenn es die »Zauberflöte« nicht sein kann, für den »Alten Feldherrn«. Aber im Kostüm.«

Das wurde denn auch allerseits freudig aufgenommen und nach kurzem Rückzug in die Nebenstube, trat Wanda wieder ein, rot drapiert und eine Gardinenstange, statt des Fahnenstocks in der Hand.

»Singen, singen!«

»Ich werde ja ...«,

sagte Wanda, sich vor ihrem Publikum verneigend,

»... aber was? Der ›Alte Feldherr‹ hat zwei Stücke.«

»Nun denn, das Hauptstück: ›Fordre niemand, mein Schicksal zu hören.« Ein wundervolles Lied und ebenso wahr, wie ergreifend. Eigentlich könnte es jeder singen, vor allem solche alten Feldherrn, wie wir. Nicht wahr, Papageno? Aber nun anfangen. Schnell, schnell.«

Und im nächsten Augenblick brach es los und durch alle drei Stockwerke hindurch, so dass es selbst die Polzins oben hören konnten, klang es in immer erneutem Refrain:

»Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben, als die Ehr' und dies alternde Haupt.«

Die Pittelkow hatte sich dabei hinter den Stuhl des alten Grafen gestellt und schlug mit ihrem Zeigefinger den Takt auf seiner kahlen Kopfstelle. Wanda war glücklich und gab immer Neues zum Besten, wobei die Pittelkow, die viel Gehör hatte, die zweite Stimme sang, während Sarastro mit seinem Bass und der, nach wie vor, am Klavier begleitende Papageno, mit seinem schadhaft gewordenen Bariton, in den Reigen einstieg.

Nur der junge Graf und Bolle schwiegen und wechselten Blicke.

Sechstes Kapitel.

So verging noch eine Stunde. Dann brach man endlich auf und Sarastro und Papageno baten, mit aller Dringlichkeit, um die Ehre, Fräulein Wanda,

»damit ihr nichts zustoße«,

gemeinschaftlich nach Hause bringen zu dürfen. Der junge Graf schloss sich wohl oder übel an. Die so doppelt und dreifach Gefeierte drang freilich ihrerseits auf Vereinfachung des Verfahrens und versicherte immer wieder,

»dass einer genüge«.

Sie sah sich aber überstimmt.

»Die Verantwortung sei zu groß.«

Als alle fort waren, nahm die Pittelkow ihren Bruder um die Taille, walzte mit ihm dreimal im Zimmer umher und sagte dann:

»So, Bolle, nu wird es erst nett. Eine braune Kanne voll hab' ich uns gleich noch beiseite gestellt und ein paar Morgensemmeln sind auch noch da. Die werden nu woll zäh genug sein, aber mit Butter geht es doch, da rutschen sie ... Nein, diese Wanda; nich zu glauben. Und eine Stimme, wie 'ne Harfenjule.«

Bolle versuchte über das Positive zu reden und warf der Schwester vor, dass sie, wie gewöhnlich, viel zu

streng sei. Zudem verrate sie sich; alles, was sie da sage, sei doch bloß aus Eifersucht. Aber sie brauche gar nicht eifersüchtig zu sein, denn alle drei seien ja mitgegangen und drei seien immer besser, als einer. Die gute Wanda! Nun ja, wenn man wolle, so ließe sich jedem was ans Zeug flicken (ihnen beiden auch), alles in allem aber, sei die Grützmacher eigentlich eine nette Person und jedenfalls eine sehr gutmütige.

»Ja ... «,

sagte Pauline,

» ... das ist sie; man bloß so wichtig und zierig. Und wenn sie sich dann ausgeziert hat, denn ziert sie sich wieder nicht genug und hat so was Johligen und Genierlichen.«

»Du bist heute gut im Zug«,

lachte Bolle.

»Das also ist Wanda. Und nun sage mir, wie bin ich denn? Aber nein, sag es nur lieber nicht ... «

»Will auch nicht ... «

»Sage mir lieber etwas über die Drei. Wie steht es mit dem alten Grafen?«

»Ein Ekel.«

»Und mit dem Baron?«

»Ein Dummbart.«

»Und mit dem jungen Grafen?«

»Ein armes, krankes Huhn.«

Siebentes Kapitel.

Der nächste Tag verging, ohne dass sich die Geschwister auch nur gesehen hätten: die Pittelkow hatte wieder Ordnung zu schaffen und Bolle sollte, bis Samstagabend, noch eine große Rahmenstickerei abliefern.

Und still und ohne Begegnung, wie der erste Tag, schien auch der zweite vergehen zu sollen. Niemand kam zu Bolle hinauf und dieser – nachdem Olga den Drücker gebracht hatte – wusste nur das eine, dass seine Schwester Pauline mit beiden Kindern in die Stadt gegangen sei.

Langsam schwanden die Stunden und die niedergehende Sonne hing schon tief zwischen den zwei Türmen des „Hamburger Bahnhofs“, als ein elegant gekleideter Herr die Invalidenstraße heraufkam und in der Nähe des von Bolle bewohnten Hauses eine Häusermusterung begann. Es war der junge Graf, der, seinem Sehen und Suchen nach zu schließen, die Pittelkowsche Hausnummer, samt ihrem a, b, c, vergessen haben musste, trotzdem aber damit rechnete, sich in dem Wirrwarr zurechtzufinden. Und sei's nun aus Zufall oder mit Hilfe kleiner Zeichen, er traf es wirklich; und als er gleich danach auf dem ersten Treppenflur »Witwe Pittelkow« las, stieg er, nunmehr sicher geworden, ohne Probleme, bis ins dritte Stockwerk hinauf und klingelte. Bolle, der seine Schwester erwartet hatte, kam rasch und öffnete.

»Gott, Herr Graf.«

»Ja, Herr Bolle.«

»Sie wollen zu meiner Schwester: meine Schwester muss gleich zurückkommen. Ich habe Drücker und Schlüssel und kann Ihnen aufschließen.«

»Nein, ich will nicht zu Ihrer Schwester; ich will zu Ihnen, Herr Bolle.«

»Worum geht es denn, Herr Graf. Ich bin allein und geniere mich, Herrenbesuch zuzulassen.

Bolle lächelte und der Graf ebenso.

»Wenn es so ist, Herr Bolle, dann ist rasches Eintreten immer noch das Sicherste.«

»Nun gut, Herr Graf ... Ich bitte ... «

Und damit trat er von der Korridortür zurück und ging ihm voran, auf sein Zimmer zu.

Die Polzin hatte, solange das Gespräch dauerte, beobachtend an ihrem Türguckloch gestanden. Im selben Augenblick aber, wo Bolle voran ging und den Grafen in sein Zimmer führte, wandte sie sich ebenfalls in ihre halbdunkle Stube zurück, in der auf einem kleinen Klapptisch bereits das Abendbrot für ihren Mann stand: ein Bückling und ein rundes Landbrot, von dem sie jedes Mal zwei kaufte, »weil ich das Trockene zu sehr wegschneide«.

»Na«,

sagte Polzin,

*»was meinst du, Mutter? Drei Mark mehr is nu woll
nich zuviel?«*

*»Drei ... ? Wo denkst du hin? Wenigstens Fünfe.
Man bloß, dass es noch nich sicher is. Er war so
zittrig und bibberte so.«*

Und bei diesen Worten legte sie das Ohr wieder an die Wand, während Polzin, der mit seiner Klapperei die Horcherszene nicht stören wollte, von seiner Arbeit aufstand und sich an sein Abendbrot machte.

Achtes Kapitel.

Der unerwartete Besuch war inzwischen in das Vorderzimmer eingetreten und während Bolle wieder auf das Fenster und seine hier aufgestellte Rahmenstickerei zuging, forderte er den jungen, gut aussehenden Grafen auf, auf dem schräg zur Seite stehenden Sofa Platz zu nehmen. Er lehnte dies aber ab und schob stattdessen einen Stuhl in die Nähe Bolles, der sich seinerseits sofort wieder seiner Arbeit zuwandte, freilich in sichtlicher Erregung. Die Nadel flog und der orangefarbene Faden von Flockseide blitzte bei jedem neuen Stich, den er machte.

»Nun, Herr Graf ...«,

begann er, während sich sein Kopf immer tiefer auf die Stickerei senkte,

» ... was verschafft mir die Ehre? Was führt Sie zu mir?«

Aber ehe der, an den sich die Frage richtete, noch antworten konnte, fuhr er schon mit einer ihm sonst fremden Lebendigkeit fort:

»Ich glaube, Sie verkennen mich. Sie mögen darüber lachen, aber ich bin ein anständiger Junge und es gibt keinen auf der Welt, der hintreten und zu mir sagen kann: ›Du lügst.‹ Ich sehe ja, wie's geht ...

nein, nein, lassen Sie mich ausreden ... und solch' ein Leben, wie's meine Schwester führt, verführt mich nicht; es schreckt mich bloß ab und ich will mich lieber mein Leben lang quälen und im Spital sterben, als jeden Tag alte Herren um mich haben, bloß um Unanständigkeiten mit anhören zu müssen oder Anzüglichkeiten und Scherze, die vielleicht noch schlimmer sind. Das kann ich nicht, das will ich nicht. Und nun wissen Sie, woran Sie sind!«

»Herr Bolle«,

sagte der junge Graf,

»Sie sagen, ich irrte mich in Ihnen. Ich glaube nicht, dass ich mich in Ihnen irre. Aber selbst, wenn es so wäre, so lassen Sie mich Ihnen sagen, Sie irren sich auch in mir. Ich komme zu Ihnen, weil Sie mir gefallen und mir eine Anteilnahme eingeflößt haben oder lieber rundheraus, weil Sie mir leid tun. Ich hab es Ihnen wohl angesehen, dass, an dem Abend neulich, nicht alles nach Ihrem Sinn und Geschmack war und da nahm ich mir vor, du willst sehen, wie's dem Herrn Bolle geht.

Ja, Herr Bolle, das nahm ich mir vor und wenn ich Ihnen helfen kann, so will ich Ihnen helfen und Ihnen Ihre Freiheit wiedergeben und Sie losmachen aus dieser Umgebung. Ich glaube, dass ich es kann, trotzdem ich kein Prinz bin und noch weniger ein Wundertäter. Und Sie dürfen auch nicht fürchten, dass ich eines Tages mit der Absicht kommen werde, mir einen schönen Dank dafür zu holen.

Nein, nichts davon. Ich bin krank und ohne Sinn für das, was die Glücklichen und Gesunden ihre Zerstreuung nennen. Eine lange Geschichte, womit ich Sie nicht behelligen will, wenigstens heute nicht.«

Er hatte sich, während er diese letzten traurigen Worte sprach, erhoben und sah, während er seine Hand auf Bolles Stuhl lehnte, in den Sonnenball, der soeben zwischen den nach Westen stehenden Bäumen des Invalidenparks unterging. Alles schwamm in einem goldenen Schimmer und das Schweigen, in das er verfiel, zeigte, dass er im Augenblick von nichts, als von der Schönheit des sich vor ihm auftuenden Bildes eingenommen war. Endlich aber, nahm er sich Bolles Hand und sagte:

»Was habe ich da gesprochen, von Freiheit geben und Sie wieder losmachen wollen! Geben Sie mir keine Antwort darauf. Alles falsch und eingebildet und töricht dazu. Weil ich mich selber hilfebedürftig fühle, war ich wohl des Glaubens, Sie müssten auch hilfebedürftig sein. Aber ich empfinde mit einem Mal, dass Sie's nicht sind, dass Sie's nicht sein können.«

Bolle lächelte vor sich hin. Der junge Graf aber, der es nicht sah oder nicht sehen wollte, fuhr in dem ihm eigentümlich wehmütigen Ton fort:

»Ja, Herr Bolle, das Kranksein, das eigentlich von Jugend auf mein Lebensberuf war, es hat auch seine Vorteile; man kriegt allerlei Nerven in seinen zehn Fingerspitzen und kann es den Menschen und

Verhältnissen nachfühlen, ob sie glücklich sind oder nicht. Und mitunter sogar den Räumen, worin die Menschen wohnen. Und hier lehren mich meine Sinne, Sie können nicht unglücklich sein. Es ist nicht ein Zufall, dass ein solches Bild hier vor Ihnen ausgebreitet liegt und ein Zimmer, in das die Sonne jeden Abend so freundlich blickt, das ist ein gutes Zimmer.«

»Ja ... «,

sagte Bolle,

» ... das ist es. Freilich, man soll sich seines Glückes nicht rühmen, schon, um's nicht herauszufordern. Aber es ist wahr, ich bin glücklich.«

Der junge Graf sah ihn bei diesen Worten forschend und beinah verwundert von der Seite her an. Er hatte sich darin gefallen, ihm, um der freundlichen Umgebung willen, in der er ihn wider Erwarten antraf, ohne Weiteres das Glück zuzusprechen und war nun doch betroffen, ihn so rundheraus das bestätigen zu hören, was er ihm selber soeben gesagt hatte.

Bolle sah das alles und fügte deshalb hinzu:

»Sie müssen nun sicherlich nicht denken, ich wisse vor lauter Glück nicht ein, noch aus. So sieht es auch nicht aus. Ich bin glücklich, aber nicht wie die, die die Not nicht kennen und immer nur gute Tage haben. Und ich bin auch nicht so glücklich, wie die

katholische Schwester, die mich letzten Winter, als ich krank war, pflegte. So eine fromme Seele, die nichts will, als Gott wohlgefällig zu sein, ja, die hat bestimmt mehr und mit der steht es besser. Aber ich bin so gut dran, wie gewöhnliche Menschen, die Gott schon danken, wenn ihnen nichts Schlimmes passiert.«

»Und das Zusammenleben mit Ihrer Schwester! Ist es für Sie keine Last und keine Sorge?«

»Nein. Ich liebe meine Schwester und sie liebt mich.«

»Aber Sie sind doch so sehr verschieden.«

»Nicht so sehr, wie Sie glauben. Sie verkennen meine Schwester; meine Schwester ist sehr gut.«

»Aber das Verhältnis, in dem sie steht! Es muss doch darüber geredet werden und Anstoß geben bei Leuten, die noch ihren Katechismus haben und die Zehn Gebote einhalten.«

»Ja, bei denen gibt es freilich Anstoß und meine Schwester, wenn sie mit solchen Leuten zusammenrifft, muss oft böse Worte hören. Aber so heftig sie sonst ist, so ruhig ist sie dabei. Sie hat nämlich einen sehr guten Verstand und ein großes Gerechtigkeitsgefühl und wenn sie solche Worte hört, dann sagt sie:

»Ja, Bolle, das ist nun mal nicht anders; wer sich in den Rauch hängt, der wird schwarz.«

»Nun gut. Aber wenn Ihre Schwester einen so viel besseren Verstand hat und je mehr sie zugibt, so, wie sie lebt, das Urteil und Gerede der Leute herauszufordern, desto mehr muss sie doch leiden unter der Missachtung, die sie trifft.«

»Es wäre vielleicht so ... «,

nahm Bolle wieder das Wort,

» ... wenn alle Menschen in der gleichen Weise dächten. Aber das ist nicht der Fall. Die, die sie verurteilen – und die mitunter lieber schweigen sollten –, das sind immer nur einzelne; die meisten plappern ihre Lehren und Vorwürfe nur so herunter, meinen es nicht böse und denken in ihrem Herzen ganz anders darüber.«

»Wie das?«

»Ja, das ist schwer zu sagen, aber es ist so und kann auch kaum anders sein. Denn die, die Not leiden, wollen vor allem aus ihrer Not und ihrem Elend heraus und sinnen und überlegen bloß, wie dies zu erreichen sei. Brav sein und sich rechtschaffen verhalten, das ist alles sehr gut und schön, aber doch eigentlich nur was Feines für die Vornehmen und Reichen und wer arm ist und das Feine mitmachen will, über den ziehen sie bloß her – und die

gestern noch die Strengsten waren, am meisten reden und spotten, dass man was Apartes sein wolle:

›Die denkt wohl, sie sei es.‹

Ach, wie oft hab' ich das hören müssen.«

»Welche Verworrenheit der Begriffe.«

»Ja, so nennen Sie's und ich mag nicht widersprechen. Aber dieselben Leute, die so verworren scheinen, sind auch wieder sehr helle und halten viel von Pflicht, wozu sie sich, aus freien Stücken, verpflichtet haben. Und das gleicht manches wieder aus.

Neben ihrem bloßen Gerede, das heute so und morgen so ist, gibt es auch etwas, das für sie feststeht und das ist das Wort und die Zusage. Mit dem ›sich gut halten‹, solange man frei ist, kann man's am Ende halten, wie man will; aber mit dem Vertrag muss man's einhalten, wie man soll. Was ich übernehme, das gilt und ehrlich zu sein, ist die Hauptsache geworden. Und so kann es einer armen Frau passieren, dass sie in einem Verhältnis, das nicht löblich ist, doch noch gelobt wird.«

»Und diesen Vorzug genießt Ihre Schwester?«

»Ja. Dass sie das Verhältnis hat, gereicht ihr nicht zum Lob, aber bei der großen Mehrzahl ist es auch keine Schande. Die arme Frau, so sagen sie, sie hätt's lieber anders. Aber sie muss. Und muss ist

eine harte Nuss. Und so lässt man sie's nicht bezahlen und fordert nur das eine von ihr, dass sie, was sie versprochen hat, auch respektiert. Wanda darf tun und lassen, was sie will, meine Schwester Pauline darf es nicht. Die muss einhalten, wozu sie sich verpflichtet hat und ich darf Ihnen versichern, es wird eingehalten.«

»Und in das alles hat sich Ihre Schwester hineingefunden? Vielleicht sogar mit Leichtigkeit?«

»Doch nicht leicht. Eher schwer. Aber, die Wahrheit zu gestehen, ist nicht schwer, von der Tugend wegen – davon will sie nichts wissen –, sondern nur deshalb, weil ihr, von Natur aus, an einem Leben nichts liegt, wie sie's zu führen gezwungen ist. Meine Schwester ist arbeitsam und ordentlich und ganz ohne Leidenschaft. Wenigstens hat sie mir das hundertmal versichert.«

»Und aufrichtig?«

»Wer sieht ins Herz eines Menschen? Aber ich glaube: ganz aufrichtig. Und wenn Sie meine Schwester so gut kennen würden, wie ich, so würden Sie's auch glauben.«

»Und doch sagte sie mir, als ich vorgestern nach Olga fragte: ›Danach dürfen Sie nicht fragen. Einen Vater hat sie, das ist gewiss. Aber mehr kann ich Ihnen nicht sagen.««

Bolle lächelte verlegen vor sich hin. Schließlich aber sagte er:

»Ja, in diesem Ton spricht sie gern, das ist wahr; aber nicht aus schlechter Sitte, sondern aus Übermut. Sie weiß, dass sie noch immer sehr hübsch ist und hat aus Eitelkeit und der Sucht, anderen zu gefallen, wovon ich sie nicht freisprechen kann, eine sie beständig quälende Lust, die Männer in Verwunderung zu versetzen, bloß um sie hinterher auszulauchen.

Ich kenne sie besser, weil ich ihr Leben kenne. Sie war kaum zwanzig, als Olga geboren wurde. Da hatte sie nun das Kind, eine gewöhnliche Verführungsgeschichte, womit ich Sie verschonen will und weil man ihren Anspruch mit einer hübschen Geldsumme zufriedenstellte, so war sie nun eine »gute Partie« geworden und verheiratete sich auch bald danach. Und wie meistens, in solchen Fällen, mit einem kreuzbraven Mann. Aber ich muss auch sagen, er kam ihr zu. Sie war eine ganz vorzügliche Frau, nicht das Geringste konnte ihr nachgesagt werden und als der Mann krank wurde, hat sie ihn, mit allem, was sie hatte, treu bis zum Tode gepflegt. Freilich, als er dann in seinem Grabe lag, war auch der letzte Notgroschen hin und Ihr Herr Onkel, der in demselben Haus wohnte, nahm sich ihrer an.

Und da kam es dann – nun, Sie wissen, wie. Das geht jetzt ins dritte Jahr und sie wünscht es sich nicht anders, trotzdem sie klagt und wettet, übrigens, ohne, sich viel dabei zu denken. Sie nimmt ihr

gegenwärtiges Leben als einen Dienst, worin sich Gutes und Schlimmes die Waage hält; aber vom Guten gibt es doch mehr, weil sie keine Sorge hat, um das tägliche Brot. Und nun bitte ich Sie, wenn Sie sie wiedersehen, so sehen Sie sich ihr Tun und Treiben, auf meine Worte hin, an und Sie werden finden, dass ich nicht zuviel gesagt habe.«

»Und was fordert sie von Ihnen?«

»Fordert? Nichts. Sie liebt mich und ist seelensgut zu mir und freut sich, dass ich auf mich achte und ermutigt mich darin. ›Es ist immer das Klügste so‹, das sind ihre Worte. Würde es aber anders kommen, so müsste nicht viel geschehen und sie würde nur sagen:

›Ich weiß wohl, Bolle, das Richtige lässt sich nicht immer machen.‹

Ja, sie sieht das, was sie das Richtige nennt, für etwas Wünschenswertes an, aber nicht als etwas Notwendiges; sie gönnt es mir, nichts weiter.«

Allmählich, während dieses Gespräch geführt wurde, war die Sonne drüben niedergegangen und nur ein letztes, verblassendes Abendrot schimmerte noch, zwischen dem Gezweige der Parkbäume.

Bolle hatte längst den Stickrahmen beiseite gestellt und der junge Graf, der ihm jetzt gegenüber saß, sah im Fensterspiegel, wie, die ganze Straße hinunter, die Gaslaternen aufflammten. Er war so benom-

men davon, dass er eine Weile schwieg und dem eigentümlichen Straßenbild zusah.

»Ich sehe ...«,

sagte Bolle,

» ... der Spiegel tut es Ihnen auch an. Ich weiß das schon; es ist immer dasselbe.«

Der junge Graf nickte. Dann nahm er Bolles Hand, wie zum Abschied und sagte, während er sich rasch erhob:

»Ich darf doch wiederkommen, Herr Bolle?«

»Besser wäre es, Sie kämen nicht. Sie beunruhigen mich nur.«

»Aber Sie verbieten es nicht, Sie sagen nicht nein?«

»Ich sage nicht nein, weil ich es nicht sagen darf. Meine Schwester würde es unklug finden und ich weiß, dass ich ihr Rücksichten schuldig bin.«

»So denn, auf Wiedersehen, Herr Bolle.«

Bolle brachte ihn bis auf den kleinen Korridor; dann kehrte er aber rasch in seine Stube zurück, trat ans offene Fenster und sog die frische Luft ein, die vom Park her herüberkam. Aber es blieb ihm bang ums Herz und er hatte das bestimmte Gefühl, dass ihm

nur Schweres und Schmerzliches aus dieser Bekanntschaft erwachsen werde.

»Warum hab ich nicht nein gesagt? Ich habe mich nun in seine Hand begeben ... Und doch, ich will nicht, will nicht. Ich hab es ihr auf dem Sterbebette schwören müssen. ›Bolle‹, hatte sie gesagt, ›halt dich zurück. Es kommt nichts dabei heraus. Du bist nicht so hübsch, wie deine Schwester Pauline, das tröstet mich dabei. Ach, das Hübschsein ... ‹ – Ich war noch ein halbes Kind damals; aber was ich ihr versprochen hatte, ich will es einhalten!«

Im selben Augenblick, wo der junge Graf, von Bolle geleitet, aus dem Zimmer in den Korridor trat, ging auch die Polzin von ihrem Horchplatz wieder an den Klapptisch zurück, wo sich nun zwischen den beiden Eheleuten sofort ein kurzes, aber intimes Zwiegespräch entspann.

»Er ist eigentlich lange geblieben«,

sagte Polzin, während er sich wieder an den Webstuhl setzte.

»Wie war es denn?«

»Gar nichts war es. Und wird auch nichts.«

»I wo«,

sagte Polzin.

»Es wird schon werden. Alles muss doch Zeit und Weile haben. Aber du denkst immer ... «

»Ach was, denken; ich denke gar nich. Ich sage bloß, wenn was werden soll, wird es gleich. Un wenn es nich gleich wird, wird es gar nich ... Ich kenne doch auch die Mannsleute.«

»Ja, ja ... «,

sagte Polzin und grientete, » ... die kennst du.«

»Höre, Polzin, komme mir nich so. Fange nich wieder alte Geschichten an.«

»I, wie werd ich denn ... Ich meine ja bloß ... «

Neuntes Kapitel.

Der junge Graf wiederholte seine Besuche. Während der ersten Woche, kam er einen Tag um den andern, dann täglich; aber immer blieb er nur bis Spätnachmittag. Dann ging er wieder.

Einmal kam ausnahmsweise der Abend heran und man öffnete die Fenster und sah hinaus. Die Schwere der Luft verursachte, dass das Straßentreiben unten anders, als sonst auf die Sinne wirkte, die Lichter brannten trüber und das Geläute der Pferdebahnglocke klang gedämpfter herauf. Über dem Park drüben, stand der Mond und warf seinen Schimmer auf einen frei zwischen den Bäumen stehenden Obelisk; die Nachtigallen zwitscherten und die Linden blühten in aller Pracht.

Der junge Graf wies darauf hin und sagte:

»Das ist nun ein Park und heißt auch so. Aber ist es nicht eigentlich wie ein Kirchhof? Dass alles blüht, das hat der Kirchhof auch. Und der Obelisk sieht aus wie ein Grabstein.«

»Und ist auch so ähnlich.«

»Wie das? Ist da jemand begraben?«

»Nein, begraben nicht. Aber ein Denkmal ist es, das zur Erinnerung an die mit der ›Amazonen‹ Verunglückten errichtet wurde. Hundert oder mehr und ich

habe manchmal ihre Namen gelesen. Es ist rührend; lauter junge Leute.«

»Ja ... «,

sagte der junge Graf,

» ... *ich entsinne mich, lauter junge Leute.*«

Dann schwieg er wieder und der Ton, in dem er gesprochen hatte, klang fast, als wenn er sie mehr be-
neide, als beklage.

Bald danach brach er auf, sichtlich bewegt von der Wendung, die das Gespräch genommen hatte und Bolle sah, als er auf die Straße hinaustrat, dass er nicht, wie gewöhnlich, nach links auf die Bahn-
hofsbrücke zuing, sondern, quer über den Damm, zum eingegitterten Park. Da stand er nun am Gitter und beugte sich vor und es war, als ob er die Namen, die der Obelisk trug, im Halblight zu lesen versuchte.

An diesem Tage hatte sein Besuch etwas länger gedauert; sonst blieb er nur bis Sonnenuntergang und hatte seine Freude daran, Bolle bei der Arbeit zuzusehen und dabei plaudern zu hören. Er nahm teil an allen Vorkommnissen, am liebsten aber hatte er, wenn er Geschichten aus seinem Leben erzählte, von seinen Kinder- und Schultagen, vom frühen Tod seiner Mutter und von der Einsegnung, die kurz danach gewesen war und wie die Leute im Haus gesammelt hatten, um ihm den Einsegnungsanzug

schenken zu können. Und wie er dann in demselben Jahr noch in das große Woll- und Stickereigeschäft eingetreten sei – dasselbe, für das er jetzt noch arbeitete; meistens zu Haus, aber mitunter auch im Geschäft selbst – und wie sie da lebten und Freundschaften schlossen und in der Weihnachtswoche bis in die halbe Nacht beisammen saßen und der Reihe nach eine immer vorlesen mussten. Das sei nicht bloß gestattet, das sei sogar gewünscht; denn der Herr des Geschäfts sei klug und gütig und wisse, was es wert sei, die, die arbeiten müssten, bei Lust und Liebe zu halten.

Und so kam es auch, dass sie keinen Wechsel im Personal hatten oder doch nur sehr selten und alle gern blieben, es sei denn, dass sie heirateten. Überhaupt müsse er sagen, es würde soviel von Ausaugen und Quälen und von Bedrücktheit gesprochen, aber nach seiner eigenen Erfahrung könne er dem durchaus nicht zustimmen. Im Gegenteil. Im Winter hätten sie Maskenbälle und Theaterstücke; denn ihr Geschäftsherr, wie er nur wiederholen könne, vergesse nie, dass ein armer Mensch auch mal aus dem Alltag herauswolle.

Das Schönste aber, seien die Landausflüge im Sommer. Da würden ein paar Kremser gemietet und, noch vor Tau und Tag, ging es ins Freie hinaus, nach Schildhorn und Grunewald oder nach Tegel und dem Finkenkrug. Oder auch zu Wasser, was freilich, solange er da sei, nur einmal gewesen war, aber ihm auch ganz unvergesslich geblieben sei. Da wäre ein Dampfschiff gemietet worden und

die ganze Spree hinauf, an Treptow und Stralow und dann an Schloss Köpenick und Grünau vorüber, wären sie bis in die Einsamkeit gefahren, bis an eine Stelle, wo nur ein einziges Haus, mit einem hohen Schilfdach, dicht am Ufer gestanden habe. Da wären sie gelandet und hätten Kreisel gespielt.

Ihm aber sei das Herz so zum Zerspringen voll gewesen, dass er nicht habe mitspielen können, wenigstens nicht gleich, weshalb er sich unter eine, neben dem Haus stehende, Buche gesetzt und durch die herabhängenden Zweige wohl eine Stunde lang auf den Fluss und eine drüben ganz in Ampfer und Ranunkeln stehende Wiese geblickt habe, mit einem schwarzen Waldstreifen dahinter. Und es sei so still und einsam gewesen, wie er gar nicht gedacht hatte, dass Gottes Erde sein könne. Nur ein Fisch sei mitunter herausgesprungen und ein Reiher über die Wasserfläche geflogen. Und als er sich an der Einsamkeit satt gesehen habe, sei er wieder zu den anderen zurückgekehrt und habe mit ihnen gespielt und er höre noch das Lachen und sähe noch, wie die Kreisel in der Sonne geblitzt hätten.

Der junge Graf hörte nichts lieber, als solche Erzählungen und so glücklich ihn jedes Wort stimmte, so lehrreich war es für ihn auch. Er war in der Vorstellung aufgewachsen, dass die große Stadt ein Babel sei, worin sich die Volksvergnügungen, wenn nicht mit Sittenlosigkeit und Rohheit, doch meistens nur mit Lärm und Gejohle zeigen würden. Er musste nun aus Bolles Mund hören, dass dieses Babel eine

Vorliebe für das Lagern im Grünen oder auch nur für das Angeln habe. Diese Dinge verfehlten denn auch nicht ihre Wirkung, dass sich seine Gedanken, immer mehr, einer ihm angeborenen, allen Standesvorurteilen abgewandten Richtung zuwendeten. Wenn ihn nun Bolle, mit solchen Schilderungen, ernststen und heiteren, in die Gemütlichkeit hineingeplaudert hatte, wurde er dann selber mitteilksam und sogar gesprächig und erzählte von seinem eigenen Leben: von dem Predigeramtskandidaten ^[6], bei dem er bis zum Überdruß Gesangbuchlieder und Bibelsprüche lernen musste, weil es so das Bequemste für den Lehrer gewesen sei, von seinen Vorbereitungen zum Examen, durch das er nur (denn er habe nie etwas gelernt), wie durch ein Wunder, hindurchgekommen sei und schließlich, nach seinem Eintritt ins Regiment, von seiner Anwartschaft zu Berufssoffizier- und Fähnrichstagen.

Das wäre seine beste Zeit gewesen, seine einzig frohe, trotzdem es bei seinem frommen und eisenfresserischen Kommandeur, ein für allemal, festgestanden habe,

»Ein Fähnrich ist ein Nichtsnutz«.

Und da, mit einem Mal habe es geheißen: »Krieg«; ein Jubel wäre losgebrochen und drei Tage später habe er schon, eingepfercht, in einem Waggon gesessen, überglucklich, auch seinerseits, aus dem Garnisons-Einerlei heraus zu sein. Überglucklich, aber natürlich, nicht für lange. Denn wieder drei Ta-

[⁶ Die Amtsstelle eines evangelischen Pfarrers.]

ge später und er habe, aus dem Sattel geschossen, dagelegen und als einen Halbtoten hätten sie ihn weggetragen. Und während seine Kameraden von Sieg zu Sieg gezogen seien, hätte er sich, in einem Nest an der Grenze, gequält und nicht gewusst, ob er leben oder sterben solle. Und die Natur habe es auch nicht recht gewusst und habe sich nicht entscheiden wollen. Aber zuletzt habe sie sich entschieden und er sei genesen oder doch eher nur halb genesen. Ob zu seinem Glück? Er wisse es nicht.

»Es ist doch das Schönste, wenn die Sonne untergeht und ausruhen will, von ihrem Tagewerk.«

Bolle verstand ihn gut und bat ihn, als er das sagte, nicht so zu sprechen. Er müsse doppelt hoffen; denn wer vom Tod errettet sei, der lebe lange. So sage das Sprichwort und die Sprichwörter hätten immer recht.

Er lächelte bei diesen Worten und schwenkte dann auch seinerseits wieder zu heiteren Dingen über. Und bald danach, trennte man sich in Herzlichkeit und guter Laune.

Zehntes Kapitel.

Es war in der dritten Woche nach ihrer Bekanntschaft, ein Freitagabend, und der junge Graf hatte noch keine zehn Minuten das Haus verlassen, als es oben an der Flurtür klopfte. Das war das Zeichen für die Polzin, die denn auch sofort erschien und die Pittelkow begrüßte.

»War Besuch hier, liebe Polzin? Ich meine bei Bolle?«

»Kann ich wirklich nich sagen, liebe Frau Pittelkow. Sie wissen, wir sehen und hören nichts.«

Es schien, dass sich die Polzin über dies ihr Lieblingsthema noch weiter ausbreiten wollte, Bolle jedoch, der das draußen auf dem Flur geführte Gespräch gehört und die Stimme der Schwester erkannt hatte, ließ es nicht dazu kommen.

»Ei, das ist hübsch, Pauline, dass du da bist!«

Und hiermit wandte er sich wieder in sein Zimmer zurück, um, vorsichtig umhersuchend, von einem schon im vollen Abendschatten stehenden Eckschrank, die Lampe herunterzunehmen.

»Lass' man, Bollchen«,

sagte die Schwester.

»Es ist so hübsch schludrig hier, un das Schludrigste hab ich nu mal am liebsten, un is immer wie 'n altes, schwarzes Weihnachtskrippentuch, wo man sich gleich einmummeln un anlehnen kann, un braucht nicht steif un grade zu sitzen. Nein, lass' man, Bolle; wir haben Licht genug, von unten her. Sieh doch bloß, da kuckt ja der Mond grad über Sieboldten seinen Schornstein weg.«

Unter solchem Geplauder, hatte die Pittelkow auf dem Sofa Platz genommen und sagte, während sie sich behaglich in die Kissen drückte:

»Ja, was ich sagen wollte, Bolle, das Gräfchen war eben wieder hier?«

»Ja, Pauline.«

»Jott, Kind, wie dir die Backen brennen.«

»Ja, sie brennen mir. Aber ich weiß eigentlich nicht warum. Es ist fast zum Ärgern; ich bin rot geworden und brauchte doch nicht.«

»Ach, mein Bolleken, werde du man rot; es is immer besser, mal zuviel, als mal zuwenig. Aber was ich sagen wollte, das Gräfchen ... Es gefällt mir nich, dass er hier immer bei Dagesschluss die Treppe 'raufsteigt, grad als müsst er die Betglocke läuten.«

»Er ist der beste Mensch von der Welt, Pauline. Nie hätte ich geglaubt, dass es einen so guten Menschen gäbe. Am ersten Tag hatte ich eine Aus-

sprache mit ihm und er redete von Anständigkeit, den Benimm und, dass ich ein anständiger Junge sei. Aber ich schäme mich jetzt fast, dass ich so etwas gesagt habe. Denn immer ängstlich zu sein, ist auch nicht gut und es zeigt bloß, dass man sich selbst nicht recht traut und dass man schwächer ist, als man sein sollte.«

Die Pittelkow lächelte vor sich hin und schien antworten zu wollen, aber Bolle fuhr fort:

»Ja, Pauline, der beste Mensch, ohne Falsch und ohne Hochmut, aber auch ohne Glück. Wenn er mir so gegenüber sitzt, habe ich oft das Gefühl, als ob wir die Rollen vertauscht hätten und als ob ich ein Prinz wäre und ihn glücklich machen könnte.

Er sieht mich dann immer an und hört auf jedes Wort, das ich spreche, nicht bloß zum Schein und aus Günstlingsverhalten, nein, solch dummer Junge bin ich nicht mehr, mir so was einzubilden, wenn es nicht wahr wäre. Nichts davon, dass er nur so tut; ich sehe es ihm an, dass er wirklich dabei ist und dass ihn alles freut, was ich da so hinplaudere. Sicher, du wirst mich für eitel und verrückt halten und es nicht glauben wollen.«

»O warum nicht, Bolle? Warum soll ich es nicht glauben? Ich glaub' es alles. Aber alles hat auch seinen Grund und sogar seinen guten Grund. Und ich kenn ihn auch.«

»Und ich denke mir, ich kenn ihn auch und weiß, woran es liegt. Sieh, es liegt daran, er hat so wenig Menschen gesehen und noch weniger kennengelernt. In seinem Elternhaus gab es nicht viel davon – sie sind alle stolz und hart und seine Mutter ist seine Stiefmutter – und dann hat er Kameraden und Vorgesetzte gehabt und hat gehört, wie seine Kameraden und seine Vorgesetzten sprechen; aber wie Menschen sprechen, das hat er nicht gehört, das weiß er nicht richtig.

Ich denke mir das nicht aus, ich hab es von ihm, es sind seine eigenen Worte. Ja, Pauline, daran liegt es. Das ist der Grund, dass ich armer Tor ihm gefalle; nichts weiter. Er ist unglücklich in seinem Haus und seiner Familie. Vor allem aber, denke nur nicht, er sei mein Anbeter oder Liebhaber oder wie du's sonst noch nennen willst. Ich sehe wohl, dass er mich lieb hat, aber das ist doch etwas anderes und das kann ich dir sagen, noch ist kein Wort über seine Lippen gekommen, dessen ich mich vor Gott und Menschen oder vor mir selber zu schämen hätte.«

»Glaub' es!«,

sagte die Pittelkow.

»Glaub' es alles. Aber, mein lieber Bolle, das ist es ja eben. Ich hab es mir so gedacht, gerade so. Gleich, als ich ihn das erste Mal sah, als die beiden Alten mit da waren und Wanda Holofernessen köppte, da wusste ich es. Sieh, Kind, es sind mir so

viele Mannsleute zu Gesichte gekommen und wenn ich welche sehe, na, so kenn ich sie gleich durch un durch un kann sie aussuchen, wie einen Handschuh nach der Größe un weiß gleich, was los is. Un mit dem jungen Grafen is nich viel los. Er is man schwächlich un die Schwächlichen sind immer so un richten mehr Schaden an als die Dollen. Und es gibt ja auch diesen unmoralischen Grund für seine Schwäche, dit is so bei diesen Verzauberten«

Bolle sah die Schwester an.

»Ja, du siehst mich an, Junge. Aber es is wahr un wahrhaftig so. Du wunderst dich, dass du mich beruhigst, wenn du sagst:

›Es is keine Liebschaft.«

Ach, mein lieber Bolle, damit beruhigst du mich gar nich; konträr, im Gegenteil. Liebschaft, Liebschaft. Jott, Liebschaft is lange nich das Schlimmste. Heut is sie noch, un morgen is sie nich mehr un er geht da hin und du gehst da hin, un den dritten Tag singen sie wieder alle beide: ›Geh du nur hin, ich hab mein Teil.« Ach, Bolle, Liebschaft! Glaube mir, daran stirbt keiner un auch nich mal, wenn's schlimm geht. Was is es denn groß? Na, bei euch läuft keine Olga mehr in der Welt rum, un in vierzehn Tagen kräht nich Huhn, nich Hahn mehr danach. Nein, nein, Bolle, Liebschaft is nich viel, Liebschaft is eigentlich gar nichts. Aber wenn's hier sitzt« (und sie wies aufs Herz), »dann wird es was,

dann wird es eklig, schließlich werden es die andren hassen, ihr seid nun mal zwei Mannsleute!«

Bolle lächelte.

»Du lachst und ich weiß auch, warum. Du lachst, weil du denkst, Pauline weiß nichts davon und kann auch nichts davon wissen, denn es hat ihr nie hier gesessen. Un das hat auch seine Richtigkeit damit. Ich bin noch so drum 'rumgekommen. Aber, mein lieber Bolle, man erlebt nich bloß an sich selbst, man erlebt auch an andern. Un ich sage dir, von so was, wie du mit dem Grafen vorhast oder der Graf mit dir, von so was is noch nie was Gutes gekommen.

Es hat nu mal jeder seinen Platz, un daran kannst du nichts ändern, un daran kann auch das Gräfchen nichts ändern. Ich puste was auf die Grafen, alt oder jung, das weißt du, hast es ja oft genug gesehen. Aber ich kann so lange pusten, wie ich will, ich puste sie doch nich weg, un den Unterschied auch nich; sie sind nun mal da und sind, wie sie sind und sind anders aufgepöppelt, als wir und können aus ihrer Haut nicht raus. Un wenn einer mal raus will, so gönnen es die andern nich und ruhen nich eher, als bis er wieder drinsteckt. Un denn kannst du hier so lang in die Sonne kucken, bis sie morgens bei Polzins oder bei der Frau Privatsekretär wieder 'rauskommt, er kommt doch nich, er sitzt erster Klasse mit Plüsch un hat noch ein Luftkissen bei sich, un ein andrer Bursche hat 'nen blauen Anzug und so geht es heidi! nach Ita-

lien. Un das is denn, was sie eine verbotene Liebe nennen.«

»Ach, Pauline, so kommt es nich.«

»Ja, so kommt es, mein armes Bolleken. Un wenn es nich so kommt, na, denn kommt es noch schlimmer, denn is er ein Eigensinn un will partout mit 'n Kopp durch die Wand un da hast du denn den Kladderadatsch erst recht. Glaube mir, Junge von 'ne unglückliche Liebe kann sich einer noch wieder erholen un ganz gut rausmausern, aber von 's unglückliche Leben nich.«

Elftes Kapitel.

Baron Papageno (niemand wohnte über ihm) wohnte von alter Zeit her, drei Treppen hoch, teils, weil er das seiner Meinung nach erst in etwa Dachhöhe beginnende Ozon auch in seiner Berliner Abschwächung nicht missen wollte, teils, weil er einen Widerwillen hatte, bei jeder über ihm stattfindenden Mahlzeit, ein halbes Dutzend Menschen und Stühle herumpoltern zu hören. Deshalb war ihm das Hin- und Herschrammen in den Tod verhasst, das seiner, in früheren Wohnungen, gemachten Erfahrung nach überall da blühte, wo Kinder mit zu Tisch saßen, Kinder, die noch nicht alt genug waren, ihren Stuhl manierlich heranzustellen und sich deshalb aushilfsweise zum Schieben gezwungen sahen. Neben dem Griffelgequietsche auf Schiefertafeln, gab es nichts, was ihn so nervös gemacht hätte, wie solche Stuhl- und Rutschfahrten, über seinem Kopf.

Aber freilich, seine der gesamten Wohnungsfrage geltenden Sorgen, beschränkten sich nicht auf Luftschicht und Hausruhe, sondern zeigten sich, beinahe mehr noch, in der Raffinesse, mit dem er bei der Wahl der Stadtgegend verfahren war und den Zietenplatz und Ecke Mohrenstraße gewählt hatte. Wie sich denken lässt, hielt er diese seine Kasernen-ecke für nicht mehr und nicht weniger, als den schönsten Punkt der Stadt und lag darüber, mit dem alten Grafen, in einer dauerhaften Fehde. Dieser seinerseits, zog die Behrenstraße weit vor, unterlag aber bei den sich darüber entspinrenden Streitigkeiten jedes Mal, weil er in der üblen Lage war, mit

bloßen legitimistischen Gefühlen, gegen Tatsachen fechten zu müssen.

»Ich bitte Sie, Herr Graf ...«,

sagte dann Papageno, mit einer von vornherein überlegenen Miene,

» ... was haben Sie, Hand aufs Herz, in der Behrenstraße? Sie sehen nun schon sieben Jahre lang in das Portal der kleinen Mauerstraße hinein, ohne je was anderes herauskommen zu sehen, als eine Kutsche, mit einer alten Prinzessin oder einer noch älteren Hofdame. Das ist mir aber, offen gestanden, trotzdem die Kutschenfenster geschlossen sind, als Aussichtspunkt nicht anziehend genug. Und nun vergleichen Sie damit meine Mohrenstraßeenecke? Sage ich zuviel, wenn ich behaupte, dass mir, von meinem Ausguck aus, ganz Berlin, soweit es mitmacht, zu Füßen liegt?

Was ich jeden Morgen zuerst begrüßen kann, ist der alte Adlige Zieten, auf seinem Sockel. Als er noch weiß war, war er mir freilich noch lieber und wenn ich ihn damals so marmorblank in der Morgensonne dastehen und leuchten sah, dachte ich mitunter, er werde reden, wie der selige Memnon aus seiner Säule. Nun, das hat er schon damals unterlassen und seitdem er erz- und olivenfarben geworden ist, ist es vollends damit vorbei – die besseren Tage liegen ihm und anderen zurück. Aber besser oder nicht, der alte Zieten ist überhaupt nur Vorposten an dieser Stelle, hinter dem ich – die

Menge muss es bringen – an jedem neuen Tag nach links hin die Gamaschen des Alten Dessauers und nach rechts hin, die Fahnnenspitze des alten Schwerin blinken sehe. Vielleicht ist es auch sein Degen. Und hinter meinen Generälen türmen sich die Ministerien auf, das Palais Pless und die Borsigwerke und wenn ich mich noch weiter vorbeuge, sehe ich sogar das Gitter vom Palais Radziwill, wo jetzt Bismarck residiert und durchdringe mich mit dem patriotischen Hochgefühl: hier Preußen unter dem Alten Fritz, dort Preußen unter dem eisernen Kanzler.«

So liebte Baron Papageno laut zu lamentieren und schloss dann, in der Regel, mit Zitaten aus der ersten Strophe des »Rings des Polykrates«, womit sich seine Kenntnis der Ballade, wie bei vielen anderen, erschöpfte.

Der Baron lag auch heute wieder im Fenster, aber nicht in Richtung Zietenplatz, sondern zur Mohrenstraße hinaus und beobachtete die Sperlinge, die gerade gegenüber in der Dachrinne saßen und sich unter beständigem Gepiepe und Gehüpfe, dem dann ein abschüttelndes Flügelschlagen folgte, den Extravaganzen eines geordneten oder vielleicht auch ungeordneten Familienlebens hingaben. Er sann eben darüber nach, ob er sich nicht aus moralpädagogischem Grün denn ein kleines Pusterohr anschaffen und durch Hinüberschießen kleiner Lehmkugeln, etwas mehr Askese heranbilden sollte, als er draußen auf dem Flur die Klingel läuten hörte. Seine Wirtin musste, der Tagesstunde nach, eigent-

lich noch zu Hause sein und so verhielt er sich vorläufig ruhig, auf seinem Beobachtungsposten, bis dass das mehrfach wiederholte Klingeln, ihn veranlasste, nachzusehen, was oder wer es sei.

Baron Papageno hatte draußen den Postboten erwartet und war nicht wenig überrascht, statt ihm den jungen Grafen vor sich zu sehen.

»Ah, Waldemar! Herzlich willkommen. Wie Zeit und Jugend sich ändern! Ich schlief immer noch um Elf und Sie sind schon auf, gestiefelt und gespornt und machen Ihre Besuche. Aber bitte, geben Sie mir Ihren Mantel oder wenn Sie meine Dienste verschmähen, auch gut; auch das alte ›Selbst ist der Mann‹ hat seine Vorzüge. Hier an diesen Riegel, wenn ich bitten darf. Und nun lassen Sie mich vorgehen und den Führer machen ... Soll ich das Fenster schließen?«

»Ich denke darüber nach ... «,

sagte der junge Graf,

» ... wir lassen es, wie's ist.«

»Gut. Oder vielmehr, umso besser. Nichts geht über frische Luft. Ich war eben naturhistorischen Betrachtungen hingegeben und zwar dem Liebesleben einer Sperlingsfamilie, drüben in der Dachrinne. Nichts ist interessanter, als solche Betrachtungen. Und warum? Weil wir ihnen entnehmen dürfen, dass auch das tierweltliche Durcheinander seine

Parallelitäten in unserem eigenen Leben findet. Glauben Sie mir, Waldemar, nichts ist falscher, als die Vorstellung, dass es mit der Gattung Homo sapiens etwas ganz Besonderes sei.«

Der junge Graf nickte zustimmend. Der alte Baron aber, ohne sich im Geringsten um eine Anzweiflung oder Zustimmung zu kümmern, fuhr, in dem ihm eigenen jovialen Ton, fort:

»Sehen Sie, Waldemar, die Sperlinge. Meine Passion! Jedes Alter hat seine Passionen und die Sperlinge repräsentieren, am Ende, nicht die schlimmste. Hübsch freilich sind meine Freunde drüben nicht und auch nicht wählerisch, eigentlich in nichts, im Gegenteil, immer Bruderschwein, aber auch immer amüsant und das ist für mich das Entscheidende. Denn die meisten Tiere – wiederum ganz nach höherer Analogie – sind herzlich langweilig, darunter selbst solche, die als bevorzugt gelten und fast möchte ich sagen, den Vortritt haben.

Nehmen Sie beispielsweise den Hahn. Er denkt sich wunder was und ist doch eigentlich nur ein Geck. Außer dem „Amt“, das ihm obliegt und über das ich in so früher Stunde nicht gern sprechen möchte, was tut er sonst noch, das der Rede wert wäre? Nichts. Er hält sommers, von drei Uhr an, seine Dienststunden. Aber das ist mir zu wenig. Und nun vergleichen Sie damit den Sperling. Immer guter Laune, gesprächig, fidel. Überall guckt er rein, alles will er wissen, alles will er haben – die reinen Preußen in der Weltgeschichte der Vögel ... Aber

ich verschwatze mich, die Sperlinge sind nun einmal mein Steckenpferd, ein etwas sonderbares Bild. Und nun nehmen Sie Platz, wenn ich bitten darf ... Zigaretten? Oder einen Morgencognac?»

Und er ging im Zimmer hin und her, um zunächst ein Kistchen Zigaretten und dann Aschenbecher und Feuerzeug, vor den jungen Grafen hinzustellen. Als er aber endlich damit zu Ende war, nahm er selber Platz und blickte mit seinen freundlich-grauen Augen, die pfiffig und unbedeutend in die Welt hineinsahen, seinen Besucher an.

»Ich komme ...«,

begann dieser,

»... in einer etwas diffizilen Angelegenheit ...«

»Also Geldsache?!«,

warf Papageno dazwischen und versuchte zu lachen. Denn seine Finanzlage war nicht die Beste.

»Nein, nicht das, lieber Baron. Es handelt sich vielmehr um eine Herzens- und Standessache. Rundheraus, ich habe eine neue, große Liebe, die etwas speziell ist.«

»Ah, charmant. Eine neue Liebe. Wahrhaftig, ich wüsste nicht, lieber Waldemar, was Sie mir Netteres sagen könnten. Ich selbst habe es verpasst und stecke nun in meinen Junggesellenpantoffeln. Aber

wenn ich höre, dass ein anderer es wagen will, da fasst mich immer ein heftiger Neid und ich höre nichts, als Orgel und Tanzmusik und sehe nichts als Bouquets und kleine weiße Atlasschuhe. Die sind auch eine Passion von mir, beinahe noch mehr, als die Sperlinge. Und aus allen Backöfen werden dann Kuchen herausgezogen und abends steigen Raketen aus dem Park, in den schwarzblauen Himmel auf und im Krug, was immer das Interessanteste bleibt, gibt es nichts, als Friesröcke ^[7], Brustlatz ^[8] und Zwickelstrümpfe ^[9], das alles allerdings nur in meinem Falle, da ich ja die Frauenzimmer bevorzugen würde.«

»Meine Liebesgeschichte, lieber Baron, wenn sie überhaupt stattfindet, wird mutmaßlich anders verlaufen müssen. Ich habe nicht unter den Komtessen des Landes gewählt und bin, von unserem Standpunkt aus gesehen, eine gute Stufe herabgestiegen ... «

[7] „Der rote ‚Friesrock‘ wird *[sic!]* auch von Theodor Fontane *[sic!]* mehrfach als unverzichtbarer Bestandteil der märkischen Frauentracht erwähnt.“ Siehe Quelle im Internet: Wikipedia: Seite „Tracht (Kleidung)“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 21. Januar 2025, 13:36 UTC.

URL: [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Tracht_\(Kleidung\)&oldid=252477477](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Tracht_(Kleidung)&oldid=252477477) (Abgerufen: 4. März 2025, 08:45 UTC).]

[8] „Als Plastron (Aussprache (...`trö:), österr. (...`tro:n)) *[sic!]* bezeichnet man eine breite *[sic!]* (weiße) Krawatte oder einen Brustlatz bei Frauentrachten. Siehe Quelle im Internet: Wikipedia: Seite ‚Plastron (Zivilbekleidung)‘ “. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 8. November 2023, 10:17 UTC.

URL: [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Plastron_\(Zivilbekleidung\)&oldid=238912969](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Plastron_(Zivilbekleidung)&oldid=238912969) (Abgerufen: 4. März 2025, 08:46 UTC).]

[9] „... der dreieckige Einsatz am Knöchel *[sic!]* von gestrickten Strümpfen *[sic!]* wird Zwickel genannt.“ Siehe: Quelle im Internet: Wikipedia: Seite „Zwickel (Textil)“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 16. August 2024, 06:24 UTC.

URL: [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Zwickel_\(Textil\)&oldid=247758247](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Zwickel_(Textil)&oldid=247758247) (Abgerufen: 4. März 2025, 08:42 UTC).]

»Auch das hat seine Vorzüge. Ist es gar eine junge Bürgerliche?«

»Nein, Baron, Sie müssen noch eine Stufe tiefer. Ich habe vor, die Zustimmung des Menschenkindes vorausgesetzt, mich mit dem Bruder der Pittelkow zu verbinden, mit Bolle.«

Der Baron war aufgesprungen. Er fasste sich aber schnell wieder und sagte, während er sich setzte:

»Sie werden Ihre Gründe gehabt haben. Außerdem weiß ich aus hundert Erlebnissen, um nicht zu sagen, aus eigener Erfahrung, welche Launen Gott Amor hat und in welchen Sprüngen und Abweichungen er sich gefällt. Man kann beinahe sagen, er hat eine Vorliebe für den Ausnahmefall. Aber Ihr Onkel? Ihre Familie?!«

»Das eben ist es, Baron, weshalb ich zu Ihnen komme. Dass meine Familie niemals zustimmen wird, ist mir gewiss, auch liegt es mir fern, nur den Versuch dazu machen zu wollen. Ich respektiere die herrschenden Anschauungen. Aber man kann in die Lage kommen, sich in tatsächlichen Widerstreit zu dem zu setzen, was man selber als durchaus gültig anerkennt. Das ist meine Lage. Meine Familie kann den Schritt nie gutheißen, den ich vorhabe, braucht es nicht, soll es nicht, aber sie kann ihn gelten lassen, ihn verzeihen. Und diese Verzeihung möchte ich haben, nichts weiter. Ich will keine guten Worte hören, aber, wenn's sein kann, auch keine bösen. Es genügt mir, einer gewissen Anteilnahme sicher

zu sein, in der sich dann, aufs Letzte hin gesehen, doch immer noch ein Rest von Liebe birgt. Und es zu erreichen, dass ich diese Anteilnahme gewährt bekomme, dazu brauche ich einen Freund.

Glauben Sie, dass mein Onkel geneigt sein könnte, dieser Freund zu sein? Sie kennen ihn besser, als ich. Er gilt stolz bis zum Unermesslichen, andererseits habe ich ihn in Situationen erlebt, die die Kehrseite davon waren. Sie wissen, Baron, welche Situationen ich meine. Und nun sagen Sie mir, was habe ich vom Onkel zu erwarten? Sind Sie der Meinung, dass ich einer heftigen Szene, voller Unlieblichkeiten und vielleicht voller Beleidigungen, entgegengehe, so verzichte ich von vornherein auf den Versuch, ihn zu meinem Fürsprecher bei meinen Eltern machen zu wollen.«

Der Baron sah vor sich hin und zwirbelte an seinem grauen, etwas mauserigen Schnurrbart herum. Endlich, als er einsah, dass er wohl oder übel sprechen müsse, warf er sich in den Schaukelstuhl zurück und sagte, während er jetzt, ebenso an die Zimmerdecke hinauf-, wie vorher zur Erde 'runtergestarrt hatte:

»Lieber Haldern, wer rät, gerät leicht mit hinein. Und ich gerate nicht gern mit hinein; in nichts. Aber Sie wollen meine Meinung und so muss ich sie geben und meine Vorsicht opfern. Nun denn, es scheint mir unerlässlich, dass Sie mit Ihrem Onkel sprechen!«

»Ich freue mich über dieser Bestätigung meiner eigenen Ansicht.«

»Sie müssen mit ihm sprechen, sage ich, auf alle Fälle, trotzdem weiß ich, dass er ein absolut unberechenbarer Herr ist und sich aus lauter Widersprüchen zusammensetzt oder doch aus Eigenschaften, die danach aussehen. Er steckt, und insoweit liegt die Sache zunächst nicht allzu günstig für Sie, bis über die Ohren in Dünkel und Standesvorurteilen und doch ist es eben so gut möglich, dass er Sie küsst und umarmt und sich zu Ihrem Fürsprecher erklärt. Auf Ehr und Verderb!«

Waldemar lächelte vor sich hin, aber es war ein Lächeln, das mehr Zweifel, als Zustimmung ausdrückte.

»Ja, Waldemar. Sie lächeln. Und wenn ich Ihren Onkel nach seiner Alltags- und Durchschnittslaune beurteile, so kann ich nur sagen, Sie haben ein Recht zu lächeln. Aber, um es zu wiederholen, er ist auch einer völlig entgegengesetzten Auffassung fähig und ich habe ihn im Klub und auch sonst wo Dinge sagen hören, dass mir das Blut in den Adern gefror, gerade in Bezug auf Ihre besonderen Eigenheiten.«

»Also besonders in Fragen, wie diese?«

»Wie Sie sagen; just in Fragen, wie diese. War es vor oder nach dem Krieg, egal, aber es sind noch keine zehn Jahre her, dass sich der jüngste Schwi-

low mit dem Duperré herumtrieb, Balletttänzer, wie es nahezu dazu passt. Sie werden sich seiner erinnern und damals von der Sache gehört haben.

Nun, Waldemar, wenn ich sage, der Duperré hatte, was seinen Ruf anging, einen Knacks, so sagt das eigentlich gar nichts, denn er war ein Knacks vom Wirbel bis zum Zeh – der Zeh selbst war natürlich sein Bestes – und alle Welt war außer sich und der Klub schmiss den armen Schwilow, den sie damals Urning^[10] und ich weiß nicht, wie sonst noch, nannten, hinaus. Was aber tat Ihr Herr Onkel? Er unterstützte ihn. Und als ich ihn auf dem Heimweg nach dem Warum fragte, blieb er vor der Rampe von Prinz Georg stehen, unten wo die Bohlenbretter liegen oder wenigstens damals noch lagen und rief so laut in die Behrenstraße hinein, dass die Schildwache bis an das Eisengitter der Rampe herantrat und hinuntersah, um zu sehen, was es denn eigentlich gäbe. Und was war es, das er sagte? Das wäre der erste vernünftige Schritt, den das Haus Schwilow seit fünfhundert Jahren getan hätte.

Einer wäre beim Cremmer-Damm, in der sogenannten ›ersten Hohenzollernschlacht‹, für die neukreierte Nürnbergerei gefallen, was gerade auch nicht das Gescheiteste gewesen sei, seitdem aber schweige die Geschichte von ihnen, was ein wahres Glück sei, sie würde sonst nur von Dummköpfen und im günstigsten Fall, von allerlei Durchschnittsware zu berichten gehabt haben, von öden Mittelmäßigkeiten, die sich mit den umwohnenden Ihlows

[¹⁰ Ein altes Wort für Homosexueller, Schwuler, Tunte usw.]

– die geradeso, wie die Schwilows waren – in einem fort, versippten, verschwägerten und sich unausgesetzt der Aufgabe hingaben, die sechzehn Ahnen, die sie schon zu Albrecht des Bären-Zeiten hatten, auf zweiunddreißig, vierundsechzig und hundertachtundzwanzig zu bringen.

Was ihnen denn auch, wie nicht erst versichert zu werden braucht, längst geglückt sei. Denn schon beim Regierungsantritt des Großen Kurfürsten, hätten sie die Zahl voll gehabt. Und in derselben riesigen Proportion, wie die Ahnenreihe, sei auch die Einfalt gewachsen, die einzig historisch beglaubigte Ahnfrau des Geschlechts.

›Und nun passen Sie auf, Papageno‹ (so schloss er), ›wir erleben es freilich nicht mehr und können es nur von einem anderen Stern aus – vielleicht von der Venus, was mir das Liebste wäre – beobachten, aber das sag’ ich Ihnen, dieser Balletttänzer bringt die ganze Sippe wieder auf die Beine, der ganze Stammbaum, der gerade deshalb für uns und die Menschheit so dürr ist, weil er für sich selbst so wunderbar grünt und blüht, kriegt wieder ein anderes Ansehen und wo bis jetzt immer nur Landrat oder Deichhauptmann stand, stehen, von Anno 1900 an, junge Genies, Feldherrn und Staatsmänner und irgendein Vielschreiberling schreibt ein dickes Buch und beweist durch Grabschriften und Taufscheine, dass der Duperré der Sohn oder Enkel des Admirals Graf Duperré gewesen sei, des prächtigen alten Duperré, der 1830 Algier bombardierte, den Dey von Tunis gefangen nahm und fast so vor-

nehm war, wie die Montmorencys oder die Lusignans.

Glauben Sie mir, Baron, ich kenne Familien und Familiengeschichten und mein Wort sei Pfand dafür, wo auch das alte Blut zwar nicht aufgefrischt wird, da kann sich die ganze Sippe begraben lassen. Und wegen einer Auffrischung, gibt es nur zwei legitime Mittel: Illegitimitäten oder unglückliche, nicht standesgemäße Beziehungen. Und als sittenstrenger Mann, der ich bin, bin ich natürlich für unglückliche, nicht standesgemäße Beziehungen.«

Waldemar sah vor sich hin. Dann ergriff er das Wort und sagte:

»Gut, ich könnte mir einen Trost und eine Hoffnung daraus nehmen und mir eine freundliche Aufnahme beim Onkel, wenigstens als eine Möglichkeit, vorstellen. Aber muss ich Sie, lieber Baron, an den alten, unserem gesamten Adel so geläufig gewordenen Satz erinnern:

›Ja, Bauer, das ist was anderes.«

Immer der andere, der andere. Was für die Schwilows gilt, gilt darum noch nicht für die Halderns. Dem ›anderen‹, so denkt jeder einzelne, darf alles passieren, aber nicht ihm selbst. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, mit welcher Gleichgültigkeit alte Familien sich gegenseitig beurteilen und welches Arsenal von Spott verschossen wird, die sich gleichdünkenden und mitbewerbenden Mächte der

Lächerlichkeit preiszugeben. Aber dieser Spott, ich muss es noch einmal sagen, ist immer nur für den »anderen« da. Was kümmern meinen Onkel die Schwilows? Je mehr Balletttänzer, desto besser, denn mit jedem neuen Balletttänzer hat er nicht bloß einen neuen Stoff für das Klubgeschwätz, sondern auch eine ständig neue Veranlassung, sich mit immer anwachsendem Stolz des ungeheuren Unterschiedes zwischen den brüskierten Schwilows und den oberpriesterhaft rein gebliebenen Sarastro-Haldern bewusst zu werden. Das zieht sich durch alle Adelsgeschichten, wiederholt sich bei jeder Familie: je freier in der Theorie, desto befangener in der Praxis, desto enger und ängstlicher in der Anwendung, auf das eigne Ich.«

»Es ist, wie Sie sagen, Waldemar und ich will mich nicht verbürgen, dass es mit Ihrem Onkel anders steht. Aber stehe es mit ihm, wie's wolle, Sie müssen ihm, unter allen Umständen, diese Meinung gönnen. Es bleibt doch immer die Möglichkeit seiner Zustimmung und lehnt er sie ab, nun so war es am Ende bloß der Onkel, bloß eine halbe Respektperson, der man, wenn es zu toll kommt, den Respekt auch kündigen kann.

Und da liegt der Unterschied zwischen Onkel und Vater. Einem Vater gegenüber und wenn er einem das Furchtbarste sagt, muss man sich ruhig verhalten und sich das Furchtbarste gefallen lassen, das verlangt so das vierte Gebot. Aber das vierte Gebot schneidet scharf ab und versteigt sich, soweit

mir bekannt ist, nirgendwo zu dem Zusatzparagrafen:

›Du sollst Onkel und Tante ehren.«

Und das ist ein wahres Glück. Gott, Tante! Ich hatte auch mal eine, eine merkwürdige Frau, die Gott weiß was von mir verlangte, nur nicht das eine, dass ich sie ehren sollte. Beinahe das Gegenteil. Nein. Onkel und Tante sind außer Wettbewerb. Einem Onkel gegenüber, kann man sich seiner Haut wehren, einem Onkel kann man antworten und widersprechen und steht schlimmstenfalls Mann gegen Mann und wäre es mit der Pistole in der Hand. Also nur vorwärts, Waldemar, vorwärts.«

Der junge Graf erhob sich, der Baron aber wollte von Aufbruch noch nichts wissen und drückte seinen Gast vorsichtig wieder in das Sofa zurück.

»Ich bitte Sie, Waldemar, Sie werden doch nicht gehen, ohne meinen Wein gekostet zu haben. Ich weiß, Sie machen sich nichts daraus, unter allen Umständen, ist Ihnen die Stunde zu früh; aber ich lasse Sie nicht los und wenn Sie nicht trinken wollen, nun so nippen Sie wenigstens. Anstoßen müssen wir doch, um dem Geschäftlichen einen ungeschäftlichen und, wenn's sein kann, einen gemüthlichen Abschluss zu geben.«

Während er noch so sprach, war er an einen Wandschrank getreten, der in seinem untersten Fach zugleich sein Weinkeller war und kam mit zwei Glä-

sern und einer Flasche zurück. An der Art, wie er den Kork herauszog, erkannte man den Frühstückser vom Fach und nun goss er ein und stieß an.

»Hören Sie, wie das klingt. So harmonisch soll alles klingen. Ja, harmonisch, das ist das rechte Wort. Und nun Ihr Wohl, Waldemar. Ich halte Sie nicht mehr lange fest, aber doch fünf Minuten noch. Ich muss Ihnen nämlich eine Liebeserklärung machen, die Sie mir zugute halten wollen. Einem solchen ›Alten‹ wie ich, muss man was zugute halten. Sehen Sie, Sie haben ein so gutes Gesicht, ein bisschen schwermütig, aber das macht nichts, das gibt einen Charme mehr und ich wollte mein Leben darauf wetten, dass Sie keinem Menschen je was zuleide getan haben. Ich schloss Sie gleich in mein Herz, gleich den ersten Abend ...

Und nun bring ich noch einen Gesundheitstoast aus, aber ohne Namen. Wozu sollte ich ihn auch nennen? Er steht ohnehin in Ihrem Herzen ... Und sehen Sie, Sie sind mir seitdem noch lieber geworden. Im ersten Augenblick, bekam ich einen Schreck, ich kann es nicht leugnen und als ich nun sogar noch einen Rat geben sollte, ja, das war mir ein bisschen zuviel. Aber das Diplomatische, das Offizielle, das liegt nun hinter uns und ich kann nun sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Und da will ich Ihnen denn aufrichtig sagen, aber nur so ganz unter uns, Sie brauchen sich nicht auf mich zu berufen, ich freue mich immer, wenn einer die Courage hat, den ganzen Krimskrums zu durchbrechen. Es gilt auch von dieser Ebenbürtigkeitsregel, was

von jeder Regel gilt, sie dauert so lange, bis der Ausnahmefall eintritt. Und Gott sei Dank, dass es Ausnahmefälle gibt. Es lebe der Ausnahmefall. Es lebe ...

Noch ein halbes Glas, Waldemar. Und was ich Ihnen zum Abschied noch sagen wollte, ja, sagen muss, der jüngste Schwilow, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, hatte recht und Ihr Onkel hatte zweimal recht und die Gesellschaft beruhigte sich über den Duperré. Noch kein Vierteljahr, dass ich die jetzige Baronin Schwilow auf Tzschatschow, etwas schwer auszusprechen, im Französischen Theater traf, wo die Subra die Froufrou spielte. Sie sah reizend aus, ich meine die Schwilow – die Subra natürlich auch – und als sie im Zwischenakt das Köpfchen warf und dabei die Brillanten im Ohrläppchen hin und her läuteten, da läutete sie zugleich die ganze vornehme Gesellschaft zusammen. Und wissen Sie, wer ihr am meisten den Hof machte? Natürlich der Herr Onkel, der aussah, als ob er selber geneigt sei, das von ihm prognostizierte dicke Buch von der gräflichen Admiralstochter zu schreiben.

Ja, ja, Waldemar, Erfolg und Mut. Oder beginnen wir mit dem Mut. Am Mut hängt der Erfolg. Und nun Gott befohlen.«

Waldemar hatte sich inzwischen erhoben und seinen Hut genommen. Er dankte dem Baron und bat ihn, wenn ein ernsteres Zerwürfnis eintreten sollte, seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

Zwölftes Kapitel.

Als Waldemar bei Baron Papageno vorsprach, hatte er die Meinung des Barons, in einer ihm wichtigen Angelegenheit hören wollen, wollte sich, im Übrigen aber, in eben dieser Sache, durchaus nicht beeilen. Umgekehrt, ein seiner Natur entsprechendes Abwarten und Hinausschieben und wenn auch nur für ein paar Tage, war auch diesmal sein Plan gewesen und erst der ermutigende Ton, in dem der Baron gesprochen hatte, hatte den Gedanken in ihm angeregt, den Besuch beim Onkel, in Ausnutzung der guten Stimmung, in der er sich befand, auf der Stelle machen zu wollen.

So bog er denn, vom Zietenplatz aus, in die Mauerstraße ein, sah, als er das Königsmarcksche Palais passierte, zu der zweiten Etage hinauf, hinter deren kleinen Fenstern er, mit einem vor Jahr und Tag dort wohnenden Freund, manche glückliche Stunde verplaudert hatte. Nach einer weiteren Straßenbiegung stand er vor dem altmodischen, im Übrigen aber gut und sauber gehaltenen Haus, dessen oberes Stockwerk der Onkel, seit einer Reihe von Jahren besaß. Portiersleute fehlten hier im Haus, stattdessen gab es ein ganzes System von Gittertüren. Wenn man unten, vor einem mit allerhand unleserlichen Blechschilden reich ausgestatteten Erdgeschosszaun, klingelte, sprang mitunter, ein Teil des Zauns, ein Tor eben, wie durch einen rätselhaften Federdruck, in seiner Gesamtheit auf, manchmal aber auch nicht, In letzterem Fall, wenn also das Tor nun aufging, nahm daraufhin eine von

Etage zu Etage nötig werdende Einzelklingelei gar kein Ende. Es gab dann weitere, neue Gitter, die zum Erscheinen eulenartiger, alter Köchinnen führten, deren „Examinationsverfahren“ gegenüber Besuchern, um so peinlicher und eindringlicher waren, als nur ihre Augen, die Fragen stellte.

Waldemar war, zu lang und zu gut, mit dieser altberlinischen Haus- und Treppeneinrichtung bekannt, um für gewöhnlich Anstoß daran zu nehmen, heute jedoch hatte dieses Absperrsystem eine gewisse Bedeutung für ihn und jede neu zu passierende Gittertür, erschien ihm wie eine Mahnung, »es lieber nicht versuchen zu wollen«.

Der mitgebrachte gute Mut indes, überwand alle Bedenken und ließ ihn schließlich bei der dritten und letzten Gittertür ankommen, an der er von einem alten Muffkopf von Diener (natürlich war dieser vom Land), dessen Umwandlung ins Herrschaftliche sich nur sehr unvollkommen vollzogen hatte, mit einigermaßen überraschender Freundlichkeit empfangen wurde.

Der Herr Graf sei zu Hause und würde sich sehr freuen.

*»Er sitzt über den Kupferstichen« (so schloss er),
»und wenn er da drüben is, is er immer guter Laune.«*

Der Diener ging voran, um den Besucher zu melden und der Eindruck, den Waldemar gleich bei sei-

nem Eintreten hatte, war der denkbar günstigste. Wenn schon immer eine gewisse, durch einen guten Geschmack, in Einrichtung und Ausschmückung bedingte Behaglichkeit im Wohnzimmer des Onkels, vorzufinden war, so war diese Behaglichkeit heute bis zur Gemütlichkeit gesteigert. Die Fenster standen auf und von den »Linden« her klang die Musik eines auf Wache ziehenden Bataillons herüber. Aber das war nicht alles, einfallende Lichter blitzten an den Wänden hin und her und auf einem großen und eleganten Ständer aus Mahagoniholz, dessen Wände niedergeklappt waren, lag eine Kupferstichmappe, worin der alte Graf emsig und andächtig zu blättern schien. Er trug schottisch-karierte Hosen, einen Samtrock und eine Kopfbedeckung mit Puschel, alles in allem, ein ziemlich sonderbar zusammengestellter Anzug, der freilich vollkommen zu seiner Versicherung passte: dem Eklektizismus ^[11] gehöre die Welt.

»Ah, Waldemar. Sei willkommen. Herzlich willkommen, mein Junge. Nimm einen Stuhl oder stelle dich persönlich hierher ... Im Übrigen, ganz nach deiner Bequemlichkeit. Du findest mich in einer gewissen Aufregung: eben hat mir Amsler diese Mappe voll italienischer Stiche geschickt und ich schwelge in Erinnerungen. Sieh ... «

[¹¹ „Bildungssprachlich abwertend: unoriginelle, unschöpferische geistige oder künstlerische Arbeitsweise oder Form, bei der Ideen anderer übernommen oder zu einem System zusammengetragen werden.“]

Quelle im Internet: Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. URL.: www.dwds.de/wb/Eklektizismus. Status 04.03.2025.

»Mantegna ... « ^[12]

»Ja, Waldemar, Mantegna. Du wirst das Original in der Brera gesehen haben. Süperb. Wie das gut tut, eine verständnisvolle Seele zu finden. Alles redet von Kunst, aber niemand weiß etwas davon und die wenigen, die die Wissenden sind, die fühlen wieder nichts oder wenigstens nicht genug.

Ich möchte wissen oder lieber nicht wissen, was der Baron zu diesem gekreuzigten und zugleich so wundersam verkürzten Christus sagen würde. Mantegna, für den ich beiläufig eine Spezialpassion habe – du hast doch hoffentlich seine Fresken im Gonzagaschen Palast gesehen – Mantegna, sag' ich, hat den Leichnam Christi, hier von der Fußsohle her gemalt, ein Wunderstück der Verkürzung, etwas Klassisches; etwas Nie-da-Gewesenes, versteht sich, in seiner Art. Ich wette zehn gegen eins, der Baron würde mir versichern, Christus sähe hier aus, wie eine Badepuppe. Und wenn er sich dazu aufschwänge, so wäre es nicht das Schlimmste. Denn das ist zuzugestehen, die ganze Gestalt hat etwas Verzwergtes, etwas Koboldartiges und indem ich darüber spreche, kommt mir ein anderer Vergleich, der mit dem von der Badepuppe beinahe zusammenfällt. Wahrhaftig, dieser Zwerg-Christus erinnert mich an das in Holz geschnitzte Christkind in

[¹² Siehe zu diesem Gemälde: Quelle im Internet: Wikipedia-Stichwort: „Beweinung Christi (Mantegna). Seite „Beweinung Christi (Mantegna)“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 19. Mai 2024, 07:10 UTC. URL: [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Beweinung_Christi_\(Mantegna\)&oldid=245100026](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Beweinung_Christi_(Mantegna)&oldid=245100026) (Abgerufen: 4. März 2025, 10:31 UTC).]

Ara Celi, an die Bambino-Puppe. Findest du nicht auch?»

»In der Tat ... «,

antwortete Waldemar,

» ... es erinnert daran. Aber ich fürchte, lieber Onkel ... «

» ... dich gestört zu haben. Nein, Waldemar. Ein Italienkenner wie du, kann mich nie stören, wenn ich in italienischen Erinnerungen schwelge. Nichts davon. Aber diese Dinge stören dich. Wenigstens heute. Du bist zerstreut, du hast etwas auf dem Herzen. Und es kann nichts Kleines sein, denn ich sehe in deinem Gesicht, so was wie Fiebertöte, die mir nicht recht gefällt.

Lass dir sagen, Waldemar, was du freilich auch ohne mich weißt, dass dein Leben an einem seidenen Faden hängt. Also solide! Lebe ausschweifend, wer kann und mag, aber jeder nach seinen Kräften und durchschwärmte Nächte sind nicht für jedermann und sicherlich nicht für dich. Übrigens nichts für ungut. Sitte hin, Sitte her, ich bin kein Sittenrichter und jedenfalls der Letzte, dich für den Jünglingsverein anwerben zu wollen; meinen Beitrag zahle ich. Aber Gesundheit, Waldemar, Gesundheit; du bist für immer ins Schuldbuch der Tugend eingeschrieben oder, um mich deutlicher und, doch zugleich, kaum weniger poetisch auszudrücken, du musst leben, wie eine eingemauerte Non-

ne; den anderen traue ich nicht recht. Und nun sage mir, wenn sich's sagen lässt, woher die roten Flecken?»

Waldemar lachte.

»Von einem zu frühen Frühstück, lieber Onkel. Ich war beim Baron und als ich gehen wollte, hielt er mich mit einem Glas Wein fest.«

Jetzt war das Lachen auf der Seite des alten Grafen.

»Der gute Baron. Er nennt den Wein Lafitte, Gott verzeihe es ihm und er bildet sich noch ein, eine Weinzunge zu haben. Und warum? Weil er von der Voraussetzung ausgeht, ein beständiger Frühstückker müsse sich auch zum Frühstücksverständigen ausbilden. Ein Satz, der grundfalsch ist und an die Doktoren erinnert, die mit Stolz von ihrer fünfzigjährigen Erfahrung sprechen, nachdem jeder Einzelne, wenn irgendwie möglich, gestorben ist. Glaube mir, Waldemar, wer beständig zwischen Hiller und Dressel hin und her pendelt, kann seine Zunge verfeinern, aber auch nicht. Und das Letztere bildet die Regel. Übrigens, um Elf beim Baron; was bedeutet das? Da muss was vorliegen. Und nun heraus damit!«

»Ich war da, mir seinen Rat zu holen.«

»Beim Baron? Rat? Nun, da stehe ich doch noch lieber zu seinem Lafitte. Der ist schlimmstenfalls mit

Pepsinpastillen zu bekämpfen, aber von seinem Rat ist keine Erholung möglich. Waldemar, ich dachte doch ... Rat!

Nun, ich bin auch nicht von den Sieben Weisen Griechenlands, aber verglichen mit dem Baron ... Oder vielleicht war der gute Papageno nur eine Vorstufe. Lass' hören. Ist es eine Sache, von der ich erfahren darf, an der ich möglicherweise mit raten und taten kann?»

»Ja, Onkel. Und zu dem Zwecke bin ich hier. Es ist, wie du sagst, der Baron war nur eine Vorstufe.«

»Nun denn?»

»Also kurz, ich habe vor, mich mit einem bestimmten Herrn zu befreunden.«

Der alte Graf schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Du erschrickst ... «

»Ich erschrecke nicht. Das ist nicht das rechte Wort und wenn ich soeben mit der Hand auf den Tisch schlug, so war es nur ein lebhaftes oder vielleicht auch zu lebhaftes Zeichen meiner Anteilnahme. Nervosität, nichts weiter. Du bist überhaupt ein Gegenstand meiner Anteilnahme, Waldemar, denn ich bin ungeheuer gut auf dich zu sprechen und wenn ich das Wort nicht lassen würde, weil soviel Miss-

brauch damit getrieben wird, so spräche ich 'rundheraus von meiner Liebe für dich.

Wahrhaftig, Junge, du bist der Beste von allen lebenden Haltern – vielleicht können wir auch die Toten mit einrechnen – und ich weiß nicht, was ich alles für dich tun könnte. Dass du mich beerbst, versteht sich von selbst; ich wünsche dir jedes erdenkliche Glück. Aber eines, wenn es eins ist, wünsch' ich dir nicht. Ein Mann wie du liebt keinen anderen Mann. Das bist du drei Parteien schuldig: dir, deiner Nachkommenschaft – die bei kränklichen Leuten wie du, nie ausbleibt – und drittens der Dame, die du heiraten solltest.»

»Es ist eben keine Dame.«

Der alte Graf verfärbte sich. Unter einem halben Dutzend Möglichkeiten, die durch sein Hirn schossen, war auch eine ... Nein, nein ... Und er fasste sich wieder und sagte mit wieder gewonnener Ruhe:

»Keine Dame? Was dann? Wer?!«

»Bolle.«

Der alte Graf sprang auf, warf seinen Stuhl um einen Schritt zurück und sagte:

»Bolle! Bist du toll, Junge?«

»Nein. Ich bin bei Sinnen. Und ich frage dich, ob du mich hören willst?«

Der Graf sagte nicht ja und nicht nein, setzte sich aber wieder und sah Waldemar fragend an.

»Ich nehme an ... «,

fuhr dieser fort,

» ... dass du mich hören willst. Und wenn du meinen ersten Satz gehört haben wirst, so wirst du ruhiger werden. Ich bin in den Jahren und in der Lage, selbstständig handeln zu dürfen und ich werde selbstständig handeln. An all dem ist nichts zu ändern;

Krankheit macht eigensinnig und die Halderns sind es von Natur. Ich komme nicht, um eine Familien-erlaubnis zu erbitten, die mir, wenn das Gesetz eine Verweigerung zuließe, verweigert werden würde. Da dies nicht der Fall ist, so hat das Anfragen und eine Antwort einholen keinen Sinn. Und so denn noch einmal, meine Entschlüsse sind gefasst. Du sollst nicht den Anwalt für mich machen, am wenigsten für das, was ich vorhabe: mit solchen Dingen komm' ich dir nicht und wenn ich nichtsdestoweniger dein gutes Wort erbitte, so geschieht es, weil alles Gehässige meiner Natur widerstreitet. Hass ist mir hässlich. Ich erbitte dein gutes Wort, weil ich versöhnungsbedürftig bin und in Frieden aus dieser Alten Welt scheiden möchte.«

»Was heißt das? Was hast du vor? Waldemar, ich bitte dich, du wirst uns doch nicht eine dieser modernen Selbstmordskomödien aufführen und dich mit deinem Bolle nach erfolgter Kopulation, das Wort bleibt mir in der Kehle stecken, auf eine Bahnschiene werfen oder im Hänsel-und-Gretel-Stil in einen Dorftümpel stürzen wollen? Ich bitte dich, Waldemar, verschon' uns wenigstens mit einem Debüt im Polizeibericht.«

»Es ist nicht das. Ich habe nur einfach vor, mit der Alten Welt Schicht zu machen und dann ein anderes Leben anzufangen.«

»Und als Hinterwäldler deine Tage zu beschließen. Umgang mit Chingachgook, alias »Die große Schlange« und was meinst du dazu? Und wenn nicht Hinterwäldler, so doch Cowboy und wenn nicht Cowboy, so vielleicht Kellner auf einem Mississippi-dampfer. Ich gratuliere. Waldemar, ich begreife dich nicht. Ist denn keine Spur von Haltern'schem Blut in dir? Ist es denn so leicht, aus einer Welt bestimmter und berechtigter Anschauungen zu scheiden und bei Adam und Eva wieder anzufangen?«^[13]

»Da triffst du's, Onkel. Ja, bei Adam und Eva wieder anfangen, das will ich, da liegt es. Was dir ein Schrecken ist, ist mir eine Lust. Ich habe mir sagen lassen, alles regle sich nach einem Gesetz des Gegensatzes, das zugleich ein Gesetz des Ausgleichs ist, eine neue Theorie von diesem oder jenem, die

[¹³ Hier wird auf Waldemars Plan rekuriert, nach Amerika auszuwandern.]

Vorhand ist, glaub' ich, streitig. Aber egal, von wem sie herrührt, es hat damit, nach meiner eigenen Erfahrung und ebenso, nach meinem bisschen Wissen, seine vollkommene Richtigkeit.

Der Alte Fritz hasste das Alte Testament, weil er in seiner Jugend erbarmungslos damit gequält worden war und der dicke König liebte die Frauen und überschätzte sie, weil sie fünfzig Jahre lang vom preußischen Hof verbannt gewesen waren. Alles, was unten ist, kommt mal wieder obenauf und was wir Leben und Geschichte nennen, läuft wie ein Rad; »la grande roue de l'histoire« sagen die Franzosen. Und nun lass mich die Nutzanwendung machen. Die Halderns haben, lange genug, an der Feudalpyramide mit bauen geholfen, um endlich den Gegensatz oder den Ausgleich oder wie du's sonst nennen willst, erwarten zu dürfen. Und da kommt denn nun Waldemar von Halder und zeigt eine Neigung, wieder bei Adam und Eva anzufangen.«

Der Alte war nicht unempfindlich gegen solche Sätze, die, wenn sich's nicht um Verwirklichung an einem Familienmitglied gehandelt hätte, sehr wahrscheinlich seinen Beifall gehabt haben würden. Ein Lächeln lief über sein Gesicht, das ausdrücken wollte:

»Sieh, er führt seine Sache gut durch«,

ja, vielleicht entsann er sich sogar, in Übermut und Weinlaune, mehr als einmal dasselbe proklamiert

zu haben. Und so war es denn, in einem viel ruhigeren Ton, dass er antwortete:

»Waldemar, lass' uns vernünftig reden. Ich bin nicht so verrottet, wie du glaubst. Ich kann dem allen folgen und ich habe von der göttlichen Weltordnung nicht die Vorstellung, dass sie sich mit dem Staatskalender und der Rangliste vollkommen deckt.

Ja, ich will dir noch mehr sagen: ich habe Stunden, in denen ich ziemlich fest davon überzeugt bin, dass sie sich nicht damit deckt. Und es werden und, vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft, die Regulierungszeiten kommen, von denen du eben sprachst und vielleicht auch wieder die Adam-und-Eva-Zeiten. Und sie mögen auch kommen, warum nicht? Ich bin vor Adam nie erschrocken und vor Eva erst recht nicht.

Aber gerade wir sind dazu da, dem weltgeschichtlichen Umschungsrad, das du da vorhin zitiertest, dieser grande roue de l'histoire, solchen energischen Vorwärts- oder meinetwegen auch Zurückruck zu geben. Überlasse das also anderen. Zur Zeit sind wir nur noch die glücklich Besitzenden. ›Sei im Besitz und du bist im Recht‹ ist vorläufig noch für uns geschrieben.

Warum sich selbst um diesen Besitz bringen und auf eigene Kosten eine Zukunft heraufbeschwören, von der vielleicht keiner profitiert und wir gewiss nicht. Adam, Neubeginn der Menschheit, Paradies und Rousseau – das alles sind wundervolle Thema-

ta, für die sich in praxi alle diejenigen begeistern mögen, die dabei nur gewinnen und nichts verlieren können, die Halderns aber tun gut, all dies in der Theorie zu belassen und nicht persönlich danach zu handeln.«

Der junge Graf lächelte vor sich hin.

»Ja, Onkel, das ist das Allgemeine, das Alltäglich-Gültige. Gewiss, ich weiß es. Da gilt das, was du sagst. Und lass' mich dir versichern, ich bin weit ab davon, den Welt- oder auch nur den Gesellschafts-reformator spielen zu wollen. Dazu hab' ich nicht die Schultern. Aber das Besondere, das Besondere.«

»Welches Besondere?«

»Bolle.«

»Ja so, der«,

sagte der alte Haldern und ließ in allem erkennen, dass er, im Laufe des Gesprächs, den Ausgangspunkt so gut wie vergessen hatte.

»Ja, Bolle ... Dummes Zeug. Ich kenne das. Ein Junggeselle, der über fünfzig hinaus ist, ist mehr als einmal in Gefahr gewesen, an dieser Klippe zu scheitern. Aber das sind Anwandlungen, Fieberanfälle. Solange sie dauern, legt man sich die Weltgeschichte nach dem kleinen Gefühl zurecht, das einen gerade beherrscht; aber von Heute auf Morgen oder wenn es hoch kommt, von Heute bis übers

Jahr, hat man sich besonnen und sieht die Dinge nicht mehr durch das Trug- und Zauberglas unserer erhitzten Phantasie, sondern durch die Fensterscheibe der Alltäglichkeit. Bolle! Du sollst nicht brüsk mit ihm brechen, im Gegenteil, besuche ihn, solange dich's dazu treibt; habe deine Plauderstunde mit ihm ruhig weiter; aber es muss der Augenblick kommen, wo sich's ausgeplaudert hat und wo du deinen Irrtum empfindest. Eines schönen Tages fällt es dir wie Schuppen von den Augen und du siehst in einen Abgrund.«

»In welchen?«

»Das wag ich nicht vorherzusagen, vielleicht bloß in den der Langweile, vielleicht auch in einen Schlimmeren. Und den Tag danach, schreibst du ihm einen Abschiedsbrief und trittst deine dritte Römerfahrt an. Rom passt ohnehin für die Halderns, alt, zu alt. Aber nicht Amerika. Ja, für die Diggings oder ein Goldgräbercamp ist mir, offen gestanden, auch Bolle zu schade. Beiläufig, was Bolle von Amerika braucht, ist eine Singer'sche Nähmaschine.«

Waldemar erhob sich von seinem Platz.

»Du hast, Onkel, von deinem Standpunkt aus, ein Recht, so zu sprechen, ja, vielleicht härter und herber noch; es liegt dir fern, mich kränken zu wollen, ich höre das heraus und ich danke dir dafür. Aber alles, was du gesagt, kann mich nicht umstimmen; es muss bleiben, wie es ist. Ich fühle mich zu diesem lebenswürdigen Geschöpf, das nichts ist,

als Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Güte, nicht nur hingezogen, das sagt nicht genug, ich fühle mich an ihn gekettet und ein Leben, ohne ihn, hat keinen Wert mehr für mich und ist mir undenkbar geworden. Es braucht nicht Amerika zu sein; es findet sich auch wohl ein Winkel hier ... «

»Was Gott verhüte ... «

»Dann also drüben. Und ich bitte dich, mir bei den Eltern in Groß-Haldern, wenn nichts weiter, so doch das Ausbleiben eines großen, aufgesteiften Protestes erwirken zu wollen. Eine gegen mich verhängte Familiennacht möchte ich, wenn's irgendwie geht, vermieden sehen, sowenig Schreckliches alle Bann- und Achterklärungen, von jeher, für mich gehabt haben.

Ich erwarte kein Ja, keinen Segen; ich verzichte darauf, schon einfach, weil ich muss. Ich will nur hören, dass man sich in das Unvermeidliche gefunden hat, dass man sich ihm unterwirft, als wäre es eine Schickung oder welch' sonstige fromme Bezeichnung man dafür wählen mag. Der junge Pastor kann ja Worte zur Auswahl stellen. Lebte der alte Buntebart noch, so wäre es besser. Der Besitz fällt meinem jüngeren Bruder zu, trotzdem Groß- und Klein-Haldern Erstgeborenenrecht haben. Ich werde den Verzicht gerichtlich aussprechen. Nur ein Pflichtteil erbitte ich mir, um das Nötigste durchführen zu können. Und nun noch einmal, willst du mein Fürsprecher sein, der wenigstens das Schmerzlichste von mir abwendet und mir für die

Zukunft und wenn es die fernste wäre, die Möglichkeit einer Versöhnung offenhält?«

Der alte Graf schüttelte den Kopf.

»Also nein. Und auch das ist gut, weil es etwas Bestimmtes ist. Ich danke dir, dass du mich angehört und mich mit Standesredensarten und, vor allem auch, mit jenem französischen Wort, das bei solchen Gelegenheiten in unseren Kreisen gang und gäbe ist, verschont hast. Und nun lebe wohl; ich sehe dich nicht wieder. Alles, was noch zu tun oder zu sagen bleibt, wird durch andere geschehen.«

Der alte Graf hatte sich ebenfalls erhoben und schritt, über den Teppich hin, auf und ab. Jetzt aber blieb er stehen und sprach, nicht ohne Bewegung, vor sich hin:

»Und daran bin ich schuld ... ich.«

»Schuld? Du? Schuld an meinem Glück? Nein, Onkel, nur Dank und wieder Dank.«

Und dabei nahm er den Hut, um zu gehen, hielt aber noch einmal an, augenscheinlich im Zweifel, ob er dem Onkel die Hand reichen sollte oder nicht.

Der alte Graf sah es und trat seinerseits einen Schritt zurück. So verbeugte sich denn der Neffe, nur in aller Förmlichkeit und ging dann auf die Tür zu, die zum Korridor hinausführte. Draußen stand Johann, der gehorcht hatte, mit dem Mantel schon

in der Hand und ließ es an Dienstbeflissenheit nicht fehlen. Aber das nachdrückliche Schweigen, in dem er verharrte, schien doch auch seinerseits eine Missbilligung ausdrücken zu sollen. War er doch lange genug im Haldernschen Dienst, um über unglückliche Beziehungen noch strenger zu denken, als sein Herr.

Dreizehntes Kapitel.

Erst als er wieder allein war, wurde sich der alte Graf alls dessen, was er gehört hatte, voll bewusst. Allerdings war ihm, gleich im ersten Augenblick, das Blut zu Kopf gestiegen, Waldemars ruhiges Sprechen aber und vielleicht mehr noch, ein ihm tief im Blut steckender Hang nach dem Pikanten und Abenteuerlichen, hatte seinen Unmut zurückgehalten. Doch dieser Zustand konnte nicht andauern und jetzt, wo Waldemar fort und die Diskussion einer ihn prickelnden Frage abgeschlossen war, war auch der Moment wieder da, die zurückgedrängten ersten Empfindungen: Entrüstung und Schreck, wieder auflodern zu lassen.

In der Tat auch Schreck. *Er* war Grund und die Ursache all dieser Wirrnisse, die nicht gekommen wären, wenn er, für seine Person, auf die törichte Laine, Waldemar bei der Pittelkow einzuführen, verzichtet hätte. Dieser Fauxpas seinerseits musste, früher oder später, zur Kenntnis seines älteren Bruders, des Erbfolgeherrn auf Groß- und Klein-Haldern, kommen und wenn er sich dann verklagt sah, egal, ob laut oder leise, wie wollt er da bestehen? Vor allem vor *ihm*, dem Bruder, wie vor *ihr*, der Frau Schwägerin. Sie war die stolzeste Frau weit und breit, eine von Petersburger Erinnerungen getragene kurländische Dame, vor der selbst die Halderns nur mit Mühe bestehen konnten und der ein illegitimer »Schwiegersohn«, im Stile von Bolle Rehbein, einfach Tod und Schande bedeutete.

Was half es, wenn Waldemar aus dem Land floh und für immer emigrierte? Die Tatsache der »Encanaillierung«^[14] eines Haldern, blieb bestehen und mit ihr der Skandal, die Blamage, das Lächerlichmachen. Und das Letztere war das Schlimmste.

»Nein, es geht nicht«,

überlegte der Graf, während er, immer erregter und nervöser wurde und in seinem Zimmer auf und ab lief.

»Ich werde mit Gewalt dazwischenfahren. Ich bin schuld, ja und nochmals ja, und immer wieder ja – ich will es nicht von mir abwälzen. Aber meine Dummheit allein, hat es nicht dahin gebracht, da steckt meine gute Freundin dahinter, dieser schwarze Gottseibeius, meine gute Pittelkow, die jeden Tag rappelköppischer wird. Denn soviel feine Gesinnung sie hat, so ist sie doch vom Hochmutsteufel besessen und während sie sich nach links hin einbildet, mit mir machen zu können, was sie will, will sie nach rechts hin, den blonden Bruder mit seiner langweiligen Tugendgrimasse, direkt in unsere Familie hineinspielen. Aber ich werde dem Haus Pittelkow, mit all seinem Anhang, zeigen, dass es denn doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat. Undankbare Kreatur. Aus dem Kehricht hab' ich sie aufgelesen und als Lohn für meine Wohltat zahlt sie mir in dieser Münze alles zurück.«

[¹⁴ Erklärung der Schändlichkeit, des Fehlverhaltens.]

Während er noch so sprach, traf sich's, dass sein Blick von ungefähr in den Spiegel fiel. Er trat denn auch heran, rückte sich das rote Halstuch zurecht und lachte:

»So also sieht ein Ehrenmann aus, ein Witwenretter und Waisenvater ... Habe die Ehre.«

Und er gratulierte sich selbst.

»Immer das alte Lied. Sowie man in der Patsche sitzt, spielt man sich auf den Unschuldigen hin aus, schimpft über die Komplizen, die meist viel weniger Schuld haben, als man selbst und lässt andere die Dummheiten bezahlen, die man höchst eigenhändig gemacht hat. Und in meinem Falle nennt sich diese schnöde Weißwascherei noch aristokratische Gesinnung und erhebt sich über die Pittelkows, die sich wenigstens nicht mit ›Noblesse oblige‹ durch die Welt zieren. Jämmerlich. Wohin man sieht, muss man sich schämen. Und doch muss etwas geschehen und wenn meine Schuld noch zehnmal größer wäre.«

Bei diesen Worten betätigte er die Klingelschnur.

»Eine Droschke, Johann.«

Und während dieser sich nach dem nächsten Halteplatz aufmachte, machte der alte Graf Toilette, sorgsam und vor dem Spiegel, aber doch mit der Schnelligkeit eines alten Militärs.

Eine halbe Stunde später hielt die Droschke vor dem Eingang zum Invalidenpark. Der alte Graf stieg aus und ging, über den Damm hinweg, auf das ihm wohl bekannte Haus zu, das, im grellen Schein der Mittagssonne, wie ausgestorben dalag. Pauline stand am Fenster und erkannte den Grafen, als er mit hastigem Schritt auf ihre Wohnung zusteuerte.

»Jott«,

sagte sie,

»nu schon bei Dage!«

Dabei rückte sie aber doch den Kragen zurecht und warf ihre Küchenschürze hinter den Ofen. Und jetzt hörte sie's klingeln.

»Mama zu Haus?«

Olga wollte »nachsehen«, aber der Graf war nicht in der Laune, sich auf seinem eigensten Territorium allerlei lächerlichen Anmeldeförmlichkeiten zu unterwerfen und trat also, während er Olga folgte, gleichzeitig mit ihr in das Vorderzimmer ein.

»Guten Tag, Witwe.«

Die Pittelkow sah, dass er schlechter Laune war, und erwiderte deshalb, ohne sich von ihrer Fensterstelle wegzubewegen, im gleichgültigsten Ton:

»Guten Tag, Graf ... Eine schmähliche Hitze ... «

Der alte Graf zeigte keine Lust, sich auf ein Wettergespräch einzulassen, warf sich vielmehr, ohne Verzug, ins Sofa und sagte, während er sich mit dem Taschentuch etwas frische Luft zufächelte:

»Komme heut in einer ernsten Sache, Pauline. Was ist das mit Bolle?«

»Mit Bolle?«

»Ja. Er hat da mit meinem Neffen angebändelt. Und nun ist er verrückt geworden und will mit ihm zusammenleben. Und wer ist schuld daran? Du, Pauline. Du hast mir dies eingebrockt. Du, nur du. Bolle macht nicht drei Schritte, geht nicht von hier, bis ans Fenster, ohne dich zu fragen; er hat nie was anderes getan, als was du gewollt oder gutgeheißen hast und auf dich fällt dieser Skandal.

Ich frage dich, ob ich Anspruch auf eine solche Behandlung habe? Nun, wir wollen sehen, was wird. Wolle du, was du willst, ich will, was ich will. Die Welt ist verrückt genug geworden, aber so weit sind wir noch nicht, dass die Häuser Haldern und Pittelkow, Arm in Arm, ihr Jahrhundert in die Schranken fordern. Nein, Pauline. Solchen Unsinn verbitte ich mir und was ich von dir fordere, ist das, dass du dieser Kinderei ein Ende machst.«

»Kann ich nicht.«

»Weil du nicht willst!«

»Oh, ich will schon. Ich habe schon gewollt, gleich als ich die Geschichte kommen sah. Es ist ein Unglück für meinen Bolle.«

»Was?«

»Es is ein Unglück für meinen Bolle. Ja, Graf. Oder denken Sie, dass ich so dumm bin, so was für 'n Glück zu halten? Ach, du meine Güte, da sind der Herr Graf mal wieder aus Irrland ^[15], un ganz gehörig. Und nu hören Sie mal ein bisschen zu. Hier drüben wohnt ein Schlosser, ein Kunstschlosser und hat 'nen Neffen, einen allerliebsten Menschen, der bei den ›Maikäfern‹ gestanden hatte – aber jetzt is er wieder ins Geschäft zurück. Nu, der war letzten Sommer immer um den Bolle 'rum un wenn der den Burschen nimmt, dann geh ich nächsten Sonntag in 'n Dom oder zu Büchseln und weine mir aus und hadere auch mit dem lieben Gott für seine große Untat un Ungnade, was ich nu schon eine gute Wiele nich gedan habe. Ja, Graf, so sieht's aus. Mein Bollechen ist kein Junge, der sich an einen hängt oder mit Gewalt einen 'rankratzt, Graf oder nich un hat's auch nich nötig. Der kriegt schon eine für ihn passende Dame. Is gesund un propper un kein Untätchen an ihm, was nich jeder von sich sagen kann. He?«

»Komme mir nicht damit. Das sind Ausweichungen und Redensarten, bloß um von der Sache loszukommen. Darum handelt sich's nicht. Untätchen! Was heißt Untätchen? Ich habe dem Bolle nichts

[¹⁵ Aus dem Land der Irrungen und Täuschungen.]

auf den Leib geredet, ich weiß, er ist ein guter Junge. Aber was soll das mit deinem ›Untätchen‹ und ›was nicht jeder von sich sagen kann‹. Meinst du mich? Meinetwegen. Mir macht's nichts; ich bin drüber weg. Aber du meinst meinen Neffen und das reizt mich und ärgert mich, weil's mal wieder deinen schlechten Charakter zeigt. Oder wenn nicht deinen schlechten Charakter, so doch, dass du hart bist und ohne rechte Güte.

*Was soll das mit dem anzüglichen Vorwurf und die-
nem spöttischen Gesicht dabei? Waldemar ist ein
armer, unglücklicher Mensch und kann freilich kei-
nen Degen verschlucken oder sich einen Amboss
auf die Brust legen lassen. Und wenn du das ein
›Untätchen‹ nennen willst, nun so tu's. Aber seine
Krankheit und sein Elend, das ist es ja gerade, was
ihm vor Gott und Menschen zur Ehre gereicht. Denn
woher hat er's? Aus dem Krieg her hat er's. Er war
noch keine neunzehn und ein schwächtiger dünner
Fähnrich bei den Dragonern und sah aus wie 'ne
Milchsuppe, das muss wahr sein. Aber ein Haldern
war er. Und weil er einer war, war er der erste von
der Schwadron, der an den Feind kam und vor dem
Karree, das sie sprengen sollten, ist er zusammen-
gesunken, zwei Kugeln und einen Bajonettstich und
das Pferd über ihn. Und das war zuviel für den jun-
gen Menschen. Zwei Jahre hat er gelegen und
herumgedoktert und siechte dahin und nun drückt
er sich schwach und krank in der Welt herum und
weil er nicht weiß, was er machen soll, besucht er
Bolle und will ihm den Kopf verdrehen. Das ist ein
Unsinn. Aber komme mir nicht mit allerlei Spitzen*

und Anzüglichkeiten, die für den armen Jungen nicht passen. Er hat das Eiserne Kreuz und ich will, dass du mit Achtung von ihm sprichst.«

Pauline lachte.

»Jott, Graf, wenn das einer hört, so muss er ja wahr und wahrhaftig denken, ich wollt einem einen Spott draus machen, dass er ein braver Junge gewesen sei. Aber das is auch so eine von euren Marotten, dass ihr immer denkt, wir verstünden nichts davon und wüssten nichts von Vaterland und Courage. Aber wie steht es denn darum? Donnerwetter, ich bin auch fürs Vaterland und für Wilhelm und wer seine Knochen zu Markte getragen hat, vor dem habe ich Respekt un brauche mir nich erst sagen zu lassen, dass ich Respekt vor ihm haben soll. Un denn, Graf, man nich immer jleich mit die Halderns.

Ich habe welche gekannt, die waren auch erst neunzehn und keine Halderns und saßen nich zu Pferde, nein, immer bloß auf Gebrüder Benekens, un mussten auch immer vorwärts. Un zuletzt, als es bergan ging un sie nich mehr konnten, da hielten sie sich an die Kusseln ^[16], weil sie sonst rücklings runtergefallen wären un immer die verdammten Dinger dazwischen, die so quietschen un sich anhören wie 'ne Kaffeemühle. Ne, ne, Graf, die Haderns ha-

[¹⁶ „Beim Militär wird ein spärlicher Bewuchs mit einzelnen Büschen und Sträuchern *Kusselgelände* genannt; die Art des Geländes ist bei taktischen Überlegungen zu berücksichtigen.“ Quelle im Internet: Wikipedia: Seite „Kussel“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 15. Mai 2021, 18:55 UTC.

URL: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kussel&oldid=212005249>
(Abgerufen: 4. März 2025, 16:07 UTC)]

ben es nich alleine gemacht un der junge Graf auch nicht. Aber er hat seine Schuldigkeit getan un seine Gesundheit drangegeben und da wird' ich ihm doch nichts anreden – i, da biss ich mir ja lieber die Zunge ab. Ich habe bloß sagen wollen, dass an Bolle kein Untätchen is. Un dabei bleib' ich. Und da wir nu mal davon reden, dabei bleib' ich auch, dass ans Gräfliche öfter so was is als an unserein, un nu gar erst an Bollechen. Ich weiß nicht, wie die Dokters es nennen, aber das weiß ich, es gibt Untätchen schon von 'n Urgroßvater her. Un die Urgroßväter, was so die Zeit von 'n dicken König war, na, die waren schlimm. Und die Halderns werden woll auch nich anders gewesen sein, als die anderen.«

»Es ist gut«,

sagte der alte Graf mit wiedergewonnener Ruhe.

»Was du gleich zuerst gesagt hast, von dem Schlosser drüben und seinem Neffen, das ist die Hauptsache, das hat mich überführt. Ich glaube jetzt, dass du unschuldig an der Sache bist und muss auch einräumen, es sieht dir nicht ähnlich. Du bist viel zu klug und zu verständig, um solchen Unsinn in Gang zu bringen. Denn du sagst es ja selbst, ein Unsinn ist es und ein Unglück dazu. Und noch dazu für alle beide.«

Pauline nickte zustimmend.

»Also ein Unglück, sag ich. Und nun lass' uns überlegen, wie wir da rauskommen oder es wenigstens

eingrenzen und wieder Schick in die Sache bringen. Waldemar ist eigensinnig – alle Kranken sind es – und wird von seinem Vorhaben nicht lassen wollen, davon bin ich überzeugt. Es ist also nur dadurch etwas zu machen, dass wir auf den anderen Part, auf deine Schwester, einen Einfluss gewinnen.«

Die Pittelkow zuckte mit den Achseln.

»Du willst sagen, es fehlt auch ihr nicht an Eigensinn. Und ich glaube es beinahe. Außerdem ist alles Zureden umsonst, solange noch die Möglichkeit für Bolle bleibt, Waldemar zu sehen und zu sprechen. Den wird er natürlich lieber hören, als uns. Jeder hört am liebsten, was ihm schmeichelt und gut tut. Ich sehe also nur ein Mittel: er muss fort. Und ich stelle dir alles dabei zur Verfügung. Überlege. Er wird doch irgendwo in der Welt, in der Priegnitz oder Uckermark, eine Freundin oder Anverwandte haben und wenn nicht, so müssen wir so was erfinden. Da muss er hin. Nur weg von hier, weg. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Und ist erst eine Trennung da und haben beide vierzehn Tage lang eingesehen, dass sich auch ohne Mondscheinkuss immer noch leben lässt, so haben wir wenigstens einen guten Anfang gemacht. Und dann sehen wir weiter.«

Die Pittelkow war im Wesentlichen damit einverstanden und fiel, als ihr Halder auch erzählt hatte, dass Waldemar nach Amerika wolle, rasch wieder in ihren Alltags- und Gemütlichkeitston.

»Ich war von Anfang an dagegen. Und nu will er auch noch nach Amerika! Du mein Gott, was will er da? Da müssen sie scharf 'ran un bei sieben Stunden in Stichsonne, da fällt er um. Erst heute früh haben sie hier einen vom Bau vorbeigebracht un war noch dazu ein Steinträger mit Schnurrbart und Soldatenmütze, was immer die Stärksten sind. Un nu solch armer Invalide. Graf, ich werde es schon machen un will gleich zu Wanda gehen, die muss mir eine Geschichte zurechtlügen. Un wenn ich die habe, dann packen wir Bolle ein, nach Alt-Landsberg oder nach Bernau mit 's Storchnest oder nach Fürstenwalde. Er will immer beistehen un helfen, und wir müssen ihm so was vormachen von Beistand un Hilfe.«

Der Graf war erfreut, und so trennten sie sich.

Vierzehntes Kapitel.

Als der Graf fort war, warf sich die Pittelkow in Schale, nahm ihren Umhang und ging in die Tieckstraße, um mit Wanda zu beraten, was zu tun und in welchem märkischen Nest Bolle wohl am besten unterzubringen sei. Wanda, daran erinnerte sie sich, hatte eine ältere, nach Teupitz hin, an einen Schlächtermeister verheiratete Halbschwester; vielleicht wenn man sagte, dass da was Kleines angekommen und der Mann, samt seinen vielen Kindern, einen Beistand in der Wirtschaft brauchte?

»Ja, so muss es gehen. Un is erst wer in Teupitz, so kommt er so bald nich wieder da weg. Und die Frau wird ihn schon festhalten – so viel wird sie doch woll von Wanda haben, dass sie nich gleich lockerlässt. Und wenn jade geschlachtet wird, kann Bolle ja zusehen und hat en bisschen Zerstreuung.«

In dieser Richtung gingen die Gedanken der Pittelkow, die, während sie diese Pläne machte, nicht ahnen konnte, dass ziemlich, um eben diese Zeit, bereits Entschlüsse gefasst und Entscheidungen getroffen worden waren, die jeden weiteren Klugheitsplan unnötig machten.

Als Waldemar den Onkel verlassen hatte, hatte er seinen Weg erst bis Schloss Bellevue hin und von dort aus, zu einem, um ein paar hundert Schritte weiter flussabwärts gelegenen Sommerlokal genommen, das er für gewöhnlich an jedem Spätnachmittag, eh er zu Bolle ging, aufzusuchen pfleg-

te. Sich dort, im Schatten alter Bäume hinzusetzen, zu sinnern und zu träumen war das, was er liebte. Wirt und Wirtin in diesem Lokale kannten ihn längst, ebenso war er Intimus der dort zahlreich ansässigen Spatzen, die, sobald er Platz genommen hatte, den Tisch umhüpften und die Brocken und Krümel des eigens für sie bestellten Stück Kuchens aufzupicken pflegten. Das alles war heute genau so, wie sonst und nur die ihre Köpfe neugierig zusammensteckenden Kellner beschäftigten sich augenscheinlich mit der Frage, was ihren regelmäßigen Spätnachmittagsgast heute schon, zu so früher Stunde, hierher geführt haben könne. Denn es war erst zwei.

Waldemar hatte seine Freude daran, diese kleine Neugier zu beobachten und las aus den Mienen der Kellner den Gang ihrer Unterhaltung mit einer Sicherheit heraus, als ob er sie vom nächsten Baum her hätte belauschen können.

Überhaupt entging ihm nichts und wenn er eine Zeitlang die Qualmwolken aus dem gerade gegenüber gelegenen Borsigschen Eisenwerk hatte hervorquellen und nach der Jungfernheide hin abziehen sehen, so gab er seinem Blick, mit einem Mal, wieder eine Seitwärtsrichtung und zählte dabei die Brückenpfeiler oder die Spreekähne, die von der Stadt her den Fluss herunterkamen. Er war ohne jede Spur besonderer Erregung und beschäftigte sich, was übrigens seinem Charakter entsprach, kaum noch mit dem Gespräch, das er eben erst mit dem Onkel gehabt hatte. Wenn er den Frieden nicht

haben konnte, so war es schon viel für ihn, ihn seinerseits ehrlich und aufrichtig gewollt zu haben. Und das war ja der Fall. Aus diesem Bewusstsein, erwuchs ihm etwas wie Trost und Ergebung und wenn Ergebung auch nicht das absolut Beste, nicht der Friede selbst war, so war es doch das, was dem Frieden am nächsten kam.

Er blieb wohl eine Stunde, dann erst erhob er sich und ging auf den Ausgang zu. Von draußen her aber sah er noch einmal über den Lattenzaun in den Garten zurück. Da war wieder die Musikbühne, mit den wackeligen Notenpulten und gleich dahinter das primitive Büfett mit den eingeschnittenen Querhölzern, woran zahllose Weißbierdeckel, wie kleine Schilde hingen. Und dicht daneben und halb überwachsen von einer Kugelakazie, stand der eben von ihm verlassene Tisch, auf dessen grüner Platte jetzt die Lichter und Schatten tanzten. Er konnte sich nicht losreißen, von all dem und prägte sich's ein, als ob er ein bestimmtes Gefühl habe, dass er's nicht wiedersehen werde.

»Glück, Glück. Wer will sagen, was du bist und wo du bist! In Sorrent, mit dem Blick auf Capri, war ich elend und unglücklich, und hier bin ich glücklich gewesen.«

Und nun ging er weiter flussabwärts, bis an die Moabiter Brücke, weil er vorhatte, den Rückweg am anderen Ufer zu machen. Als er aber drüben war, nahm er langsam, und unter gelegentlichem Verweilen, seinen Weg in Richtung Humboldtshafen

und zuletzt auf den Invalidenpark zu. Dort blieb er stehen und musterte das gegenübergelegene Haus. Bolle stand oben am Fenster. Er grüßte mit der Hand und stieg dann in seine Wohnung hinauf.

Bolle empfing ihn schon an der Tür, glücklich, ihn zu sehen, aber doch mit einem Anflug von Sorge, weil er sonst nie vor der Dämmerstunde kam.

»Was ist? ... «

sagte er,

» ... du siehst so verändert aus.«

»Möglich. Aber es ist nichts. Ich bin vollkommen ruhig.«

»Ach sage nicht das. Wenn man sagt, man sei ruhig, ist man's nie.«

»Woher weißt du das?«

»Ich glaube, das lernt jeder, dafür sorgt das Leben. Und dann weiß ich es von Pauline. Wenn die zu mir sagt: ›Bolle, nun bin ich wieder ruhig‹, dann ist es immer noch schlimm genug. Aber nun sage, was ist?!«

»Was ist? Eine Kleinigkeit. Eigentlich nichts. Ich stand immer einsam unter den Meinen und nun soll ich noch etwas einsamer dastehen. Es wirkt einen Augenblick, aber nicht lange ... «

»Du verschweigst mir etwas. Sprich!«

»Gewiss, deshalb bin ich hier. Und so höre denn. Ich war bei meinem Onkel, um ihm zu sagen ... ja, was, Bolle? um ihm zu sagen, dass ich dich lieb hätte ... «

Bolle fing an zu zittern.

» ... Und dass ich mit dir zusammenleben wolle ... Ja, zusammenleben, nicht um einen Grafen Halder aus dir zu machen, sondern einfach einen Bolle Halder, ein mir lieber, kleiner Mann und dass wir dann nach Amerika wollten. Und zu diesem Schritt erbäte ich seine Zustimmung oder doch eine Fürsprache bei meinen Eltern.«

»Und?«

»Und diese Fürsprache hat er mir verweigert.«

»Ach, was hast du getan?!«

»Sollt ich nicht?«

»Was hast du getan?!«,

wiederholte Bolle, zugleich ergänzte er:

»Und ich Ärmster bin schuld daran. Bin schuld, weil ich's habe geschehen lassen und mich nie recht gefragt habe: was wird daraus? Und wenn mir die Frage kam, so habe ich sie verdrängt und nicht

aufkommen lassen und nur gedacht: freue dich, solange du dich freuen kannst. Und das war nicht richtig. Dass es nicht ewig dauern würde, das wusste ich, aber ich rechnete doch mit manchem Tag mit dir. Und nun ist alles falsch gewesen und unser Glück ist hin, viel, viel schneller als nötig, bloß weil du wolltest, dass es dauern sollte.«

Waldemar wollte widersprechen, aber Bolle mochte es nicht und sagte, während seine Stimme mit jedem Augenblick beschwörender und eindringlicher wurde:

»Du willst nach Amerika, weil es hier nicht geht. Aber glaube mir, es geht auch drüben nicht. Eine Zeitlang könnte es gehen, vielleicht ein Jahr oder zwei, aber dann wäre es auch drüben vorbei. Glaube nicht, dass ich den Unterschied nicht sähe. Sieh, es war mein Stolz, ein so gutes Herz, wie das deine lieben zu dürfen und dass es mich wiederliebte, das war meines Lebens höchstes Glück. Aber ich käme mir albern und kindisch vor, wenn ich den Grafen Haldern spielen wollte.

Ja, Waldemar, so ist es und dass du so was gewollt hast, das macht nun ein rasches Ende. Vor Jahren, ich war noch ein Kind, habe ich mal ein Feenstück gesehen, in dem zwei Menschen glücklich waren; aber ihr Glück, so hatte die Fee gesagt, würde für immer hin sein, wenn ein bestimmtes Wort gesprochen oder ein bestimmter Name genannt werde. Siehst du, so war es auch mit uns. Jetzt hast du das Wort gesprochen und nun ist es vorbei, vorbei,

weil die Menschen davon wissen. Vergiss mich; du wirst es. Und wenn auch nicht, ich mag keine Kette für dich sein, an der du dein Leben lang herumschleppst. Du musst frei sein; gerade du.«

»Ach, mein lieber Bolle, wie du mich verkennst. Du sprichst von einer ›Kette‹ und dass ich frei sein müsse. Freiheit. Nun ja, mein Leben war frei, was man so frei sein nennt, seit ich aus meinem Elternhaus fortging und, in manchen Teilen, auch früher schon. Aber wie verlief es trotzdem? Wie war es von Jugend an? Wir haben soviel davon geplaudert, und ich habe dir von meinen Kindertagen erzählt und von dem langweiligen Hauslehrer, der den Frommen spielen musste, nach Anweisung und mich mit Sprüchen und Geboten und dem ewigen ›Was ist das‹ quälte und mit dem Glaubensbekenntnis, das ich nie verstand und er auch nicht.

Aber der arme, traurige Mensch, der – ich sollte vielleicht nicht spotten, gerade ich nicht – der ich immer einen Katarrh und eine Liebschaft hatte, war lange nicht der Schlimmste. Das Schlimmste war, dass ich im Hause selbst, bei meinen eigenen Eltern, ein Fremder war. Und warum? Ich habe später darauf geachtet und es in mehr, als einer Familie gesehen, wie hart Eltern gegen ihre Kinder sind, wenn diese ganz bestimmten Wünschen und Erwartungen nicht entsprechen wollen.«

Bolle, der dieselbe Wahrnehmung auch in seiner bescheidenen Sphäre gemacht hatte, nickte zu-

stimmend und Waldemar, der sich über diese Zustimmung freute, fuhr deshalb fort:

»Es wird wohl überall so sein und jedenfalls war es so bei uns. Und dazu die Launen und Verstimmungen einer Frau, weil ihr ein Großfürst einmal ein Billet geschrieben, das beinah ein Liebesbillet war und die sich nun einbildete, nicht etwas anderes, als eine Missheirat geschlossen zu haben.

Da hast du das Bild meiner Stiefmutter. Den Sommer über war sie verstimmt, über das langweilige Landleben und über die Damen der Nachbarschaft, die gar keine Damen waren, wenigstens nicht in ihren Augen und wenn sie dann winters zu Hofe ging, so war sie noch verstimmter, weil Schönerer oder Vornehmere da waren und ihr den Rang abliefen. Und für diese schlechte Laune musste ich bezahlen, diese Verstimmungen trafen mich, der ich ihr überhaupt, von Anfang an, missfiel. Und als ich dann heranwuchs und wohl auch meinerseits zeigen mochte, dass mir nicht alles gefiel, da war ich vollends nicht auf Rosen gebettet. Und so ging's, bis ich mit neunzehn eingezogen wurde, mit zu Felde zog und die Kugel kriegte oder zwei, wovon ich dir erzählt habe.

Da wurde es freilich einen Augenblick besser und ich war ein Vierteljahr lang der Held und Mittelpunkt der Familie; besonders als auch prinzhliche Telegramme kamen, die sich nach mir erkundigten. Ja, Bolle, das war meine große Zeit. Aber ich hätte sterben oder mich rasch wieder zu Gesundheit und gu-

ter Karriere herausmausern müssen und weil ich weder das eine, noch das andere tat und nur so dahinlebte, manchem zur Last und keinem zur Lust, da war es mit meinem Ruhm bald vorbei. Der Vater hätte es vielleicht ändern können, wenn er ein festes Eintreten für mich gewagt und nicht seinen Haus- und Ehefrieden über mein Glück gestellt hätte. So konnte er sich nicht aufraffen und so habe ich denn, durch viele Jahre, dahingelebt, ohne recht zu wissen, was Herz und Liebe sei. Nun weiß ich es.

Und jetzt, wo ich es weiß und mein Glück festhalten will, soll ich es wieder aus der Hand lassen. Und alles bloß, weil du von Ansprüchen sprichst und vielleicht auch daran glaubst, die mir im Blut stecken sollen und die – weil im Blut – gar nicht aufzugeben seien. Ach, mein lieber Bolle, was gebe ich denn auf? Nichts, gar nichts. Ich sehne mich danach, einen Baum zu pflanzen oder ein Volk Hühner aufsteigen oder auch bloß einen Bienenstock auschwärmen zu sehen.«

Er schwieg und sah vor sich hin, Bolle aber nahm seine Hand und sagte:

»Wie du dich selbst verkennst. Der Tagelöhnersohn aus eurem Dorf, der mag so leben und dabei glücklich sein; nicht du. Dadurch, dass man anspruchlos sein will, ist man's noch nicht und es ist ein anderes Ding, sich ein armes und einfaches Leben auszumalen oder es wirklich zu führen. Und für alles, was dann fehlt, soll das Herz aufkommen.

Das kann es nicht sein und mit einem Mal fühlst du, wie klein und arm ich bin.

Ach, dass ich in diesem Augenblick so spreche, das ist vielleicht auch schon eine Schwachheit und ein kleines Gefühl, aber ich kämpfe nicht dagegen an, weil ich glaube, dass aus allem, was du vorhast, nur Unheil kommt, nur Enttäuschung und Elend. Der alte Graf ist dagegen und deine Eltern sind dagegen – du sagst es selbst – und ich habe noch nicht die Waage zum Glück hin ausschlagen sehen, worauf, von Anfang an, kein Segen lag. Es ist gegen das vierte Gebot ^[17] und wer dagegen handelt, der hat keine ruhige Stunde mehr und das Unglück zieht ihm nach.«

»Ach, mein liebster Bolle, du redest dich so hinein und kommst mir nun gar noch mit dem vierten Gebot. Glaube mir, das mit dem vierten Gebot, das hat auch seine Grenze. Vater und Mutter sind nicht bloß Vater und Mutter, sie sind auch Menschen und als Menschen irren sie so gut, wie du und ich. Nein, ich will dir sagen, was es ist und warum du glaubst, so sprechen zu müssen. Ich verstehe mich ein bisschen auf das menschliche Herz, denn siehe, wer jahrelang auf dem Krankenbett liegt, der hat viel Zeit und spürt vielem nach, und das Verlockendste sind immer die Schlängelgänge des Herzens, des eigenen und des der anderen. Und nun höre, was es ist. Es ist was Hochmütiges in eurer Familie, von dem drei Grafen genug hätten, etwas Trotziges und Herausforderndes und einen Hang, die Wahrheit zu

[¹⁷ „Du sollst Vater und Mutter ehren.“]

sagen und mitunter auch noch mehr. Deine Schwester hat es sehr stark und du hast es auch, hast auch deinen Anteil daran. Und siehe, in diesem die-nem falschen Stolz willst du nicht, dass ich auch nur einen Augenblick glauben soll, du hättest an so was wie einen Bolle Haldern gedacht. Das ist dir gegen deine Ehre. Hab ich recht und ist es so?«

»Nein.«

»Gut. Ich glaube dir. Ich weiß ganz bestimmt, dass du ja gesagt hättest, wenn du's hättest sagen können. Und dass du dieses ehrliche Nein sagen kannst, das ist schön von dir und lässt mich aufs Neue sehen, eine wie gute Wahl ich getroffen habe. Und nun soll es an bloßen Einbildungen scheitern. Ich bin aus den Vorurteilen heraus und nun willst du sie haben. Ich beschwöre dich, Bolle, mache dich frei davon und vor allem entsage deinen Ängstlichkeiten.«

Bolle schüttelte den Kopf.

»Es soll also nichts mit uns werden?«

»Es kann nich funktionieren.«

»Und alles soll bloß ein Sommerspiel gewesen sein?«

»Es muss.«

»Und es kommt dir nicht der Gedanke, dass mir dies alles das Leben bedeuten könnte?«

»Um Gottes willen, Waldemar!«

»Ich will keine Ausrufe, ich will eine Antwort. Ein Ja, kurz und bestimmt, und dann fort, fort. Sprich, Bolle, du weißt, was ich von dir erbitte. Willst du?«

»Nein.«

Und er stürzte weinend an ihm vorüber. Er hielt ihn aber fest und sagte:

»Bolle, lass' uns nicht so trennen. Ein Nein soll nicht dein letztes Wort gewesen sein. Setz dich hin und sieh' mich an. Und nun sage mir: Hast du mich wirklich geliebt?«

»Ja.«

»Von Herzen?«

»Von ganzem Herzen.«

Und das Krampfschluchzen, unter dem er sprach, ging in eine Ohnmacht über.

Als er wieder zu sich kam, war er allein.

Fünfzehntes Kapitel.

Waldemar ging nach rechts auf das Oranienburger Tor zu, weil er in einem an der Ecke der Straße *Unter den Linden* und *Friedrichsstraße* gelegenen Bankhaus verschiedene geschäftliche Dinge zum Abschluss bringen wollte. Aber in der Nähe der Weidendammer Brücke fiel ihm ein, dass die Büros sehr wahrscheinlich schon geschlossen waren, weshalb er seinen Stadtgang aufgab, um sich in seine, dicht hinter dem Generalstabsgebäude gelegene Wohnung zurückzubeben. Er war durch genau diese Wohnung Nachbar von Moltke, welche Nachbarschaft er gern hervorhob und, in Ernst und Scherz, zu versichern liebte:

»Man kann nicht besser aufgehoben sein, als gerade da. Wer für die große Sicherheit so zu sorgen weiß, der sorgt auch für die kleine.«

Von der Dorotheenstädtischen Kirche her, schlug es Fünf, als unser, zu Betrachtungen der Art nur zu geneigter Freund, in den Schiffbauerdamm einbog und ehe noch die Turmuhr geschlagen hatte, schlugen die kleinen Uhren nach, die sich in ziemlich beträchtlicher Zahl an der Wasser- und Rückfront der jenseitigen Fabrikgebäude befanden. Er zählte die Schläge, musterte den Quai hüben und drüben und freute sich des regen und doch stillen Lebens, das hier überall auf und ab wogte. Nichts entging ihm, auch nicht das Treiben auf den Kähnen, an deren Tauen und Strickleitern und mitunter auch auf quergelegten Ruderstangen, allerlei Wäsche zum Trock-

nen hing und erst als er, unter langsamem Weiter-schlendern, die Graef'sche Klinik im Rücken hatte, ließ er von dem Beobachten ab und ging mit schnelleren Schritten auf die Unterbaumbrücke zu. Hier hielt er wieder und betrachtete die bronzenen Kandelaber, die, weil sie noch keine Patina hatten, in der schrägstehenden Sonne prächtig blitzten und flimmerten.

»Wie hübsch das alles ist. Ja, es kommen bessere Tage. Nur ... wer's erlebt. Qui vivra, verra^[18] ... «

Und er brach ab und sah von der Brückenwölbung, auf die sich, tief unten am Quai, hinziehenden Weiden, aus deren graugrünem Blattwerk einige tote Äste, wie Besen hervorragten. Es waren seine Lieblinge, diese Bäume.

»Halb abgestorben und immer noch grün.«

Endlich war er vom Kronprinzen-Ufer und der Alsenstraße her, bis an den reizenden, mit Baumgruppen und Blumenbeeten und dazwischen wieder mit Marmorbildern und Springbrunnen geschmückten Platz gekommen, der, dem Königsplatz vorgelegen, einen Teil von ihm ausmacht und sich doch auch wieder von ihm trennt. Eine frische Brise ging und milderte die Hitze, von den Beeten aber kam ein feiner Duft von Reseda herüber, während drüben bei Kroll das Konzert eben anfang. Unser Kranker sog das alles in vollen Zügen ein, Duft und Melodie:

[¹⁸ „Die Zeit wird's zeigen.“]

*»Wie lange, dass ich nicht so frei geatmet habe.
»Königin, das Leben ist doch schön« – unsterbliches
Wort eines optimistischen Marquis und ein pessimistisches Gräflein plappert es ihm nach.«*

Nun schwieg die Musik drüben und Waldemar, während er zwischen den großen Rondellen auf und ab schlenderte, musterte zugleich die Figuren, die hier, mit Hilfe von Sternblumen und roten Verbenen ^[19] in den Rasen eingezeichnet waren; schließlich aber, ging er auf eine Bank zu, die, von allerlei dicht dahinter stehendem Strauchwerk überwachsen war und deshalb einen vollen Schatten gewährte. Da nahm er Platz, denn er war müde geworden. Das viele Gehen in der Hitze, hatte seine Kräfte verzehrt und so schloss er unwillkürlich die Augen und fiel in einen Traum und ins Vergessen.

Als er wieder erwachte, wusste er nicht, ob es Schlaf oder Ohnmacht gewesen war;

»ich glaube, so kommt der Tod«,

und, erst allmählich, fand er sich wieder zurecht und bemerkte nun ein Marienwürmchen, das sich ihm auf die Hand gesetzt hatte. Da blieb es und kroch hin und her, obwohl er schüttelte und pustete.

»Was für einen feinen Instinkt die Tiere haben; es weiß, dass es sicher ist.«

[¹⁹ Eisenkräuter]

Endlich aber flog es doch fort und Waldemar beugte sich vor, von seiner Bank, begann jetzt allerlei Figuren in den Sand zu zeichnen, ohne recht zu wissen, was er tat. Als er sich es aber bewusst wurde, sah er, dass es Halbkreise waren, die sich, erst enge, dann immer weiter und größer, um seine Stiefelspitze herumzogen.

»Unwillkürliches Symbol meiner Tage. Halbkreise! Kein Abschluss, keine Rundung, kein Vollbringen ... Halb, halb ... Und wenn ich nun einen Querstrich ziehe« (und er zog ihn wirklich), »so hat das Halbe freilich seinen Abschluss, aber die rechte Rundung kommt nicht heraus.«

In solche Gedanken verloren, saß er noch eine Weile. Dann stand er auf und ging auf seine Wohnung zu.

Diese, gleich zu Beginn der Zeltenstraße, bestand aus einem zwei Treppen hoch gelegenen Vorder- und Hinterzimmer, von denen das eine auf die Parkbäume des Kroll'schen Gartens, das andere auf eine grasbewachsene, sich bis hart an die Spree hinziehende Baustelle sah. Dahinter die roten Dächer von Moabit und, weiter links, der grüne Saum der Jungfernheide. Waldemar liebte diesen Blick und so kam es, dass er das Zimmer, worin er schlief, zugleich zu seinem Wohn- und Arbeitszimmer gemacht und einen altdeutschen Zylinderschreibtisch aufgestellt hatte.

Er hielt sich auch heute nicht im Vorderzimmer auf, vertauschte den engen Gehrock mit einem leichten Jackett und trat an das Fenster seines Schlafzimmers. Die Sonne ging gerade unter und er erinnerte sich an jenen Tag, als er, von Bolles Fenster aus, dasselbe Sonnenuntergangsbild vor Augen gehabt hatte ...

» ... wie damals«,

sprach er vor sich hin. Und er sah in die roter werdende Glut, bis endlich der Ball gesunken war und volle Dämmerung um ihn herum herrschte. Auf seinem Schreibzeug lag ein kleiner Revolver, zierlich und mit Elfenbeingriff. Er nahm ihn in die Hand und sagte:

»Spielzeug und tut es am Ende doch. Bei gutem Willen ist viel möglich; ›mit einer bloßen Nadel«, sagt Hamlet und er hat Recht. Aber ich kann es nicht. Mir ist es, als wäre hier noch alles weh und wund oder doch eben erst vernarbt. Nein, ich erschrecke davor, obwohl ich wohl fühle, dass es standesgemäßer und von Haldern'scher Art wäre. Doch was soll's! Die Halderns, die mir schon soviel zu vergehen haben, werden mir auch das noch verzeihen müssen. Ich habe keine Zeit, mich über Punkte, wie diese, zu grämen.«

Und er legte den Revolver wieder aus der Hand.

»Ich muss es also anders versuchen«,

fuhr er nach einer Weile fort.

»Und schließlich warum nicht? Ist die Blamage denn überhaupt so groß? Kaum. Es finden sich, am Ende, ganz ehrbare Kameraden. Aber welche? Ich war nie groß im Historischen – überhaupt worin – und nun vergesse ich die Beispiele. Hannibal ... Weiter komm ich nicht. Indessen er kann dafür genügen. Und es werden gewiss noch ein paar Weitere sein.«

Während er so sprach, zog er eins der unteren Schubfächer in seinem Schreibtisch auf und suchte nach einem Schächtelchen. Als er's endlich hatte, verfiel er wieder in Betrachtungen.

»Auch klein. Noch kleiner, als das Spielzeug da. Und doch genug. Es ist ein Ersparnis aus alten Zeiten und mein Vorabgefühl war richtig, als ich es damals sammelte.«

Bei diesen Worten stand er auf, stellte sich eine, noch aus dem Süden mitgebrachte, römische Lampe zurecht und nahm, als er ihre vier kleinen Dochte angezündet hatte, Kuverts und Briefbogen aus einer vor ihm liegenden Schreibmappe.

Dann schrieb er.

»Mein lieber Onkel! Wenn Du diese Zeilen erhältst, sind alle Wirrnisse gelöst. Etwas gewaltsam. Aber das ist egal. Es wird an Dir sein und jedenfalls bitte ich Dich darum, das Geschehene nach Groß-Hal-

dem zu melden. Was über mich entschieden hat, war, wie Du bei Eintreffen dieser Zeilen vielleicht schon wissen, jedenfalls aber sehr bald erfahren wirst, der Widerstand von ganz anderer und sehr unerwarteter Seite her.

Und so kam, was kam. Ich klage niemanden an; ist einer schuldig, so bin ich es. Der gute Bursche hatte nur allzu Recht, mich auszuschlagen; aber ich war nicht mehr stark genug, dem nachzugeben. Auf dem letzten Blatt meines Notizbuches, habe ich über meinen Erbteil, von meiner Mutter Seite her, verfügt. Ich hoffe sagen zu können, verfügt auch unter schuldiger Rücksicht gegen die Halderns. Überweise das Blatt an Justizrat Erbkamm; er wird danach verfahren.

Allerdings weiß ich, dass der, dem diese Festsetzungen zugute kommen und, als ein Ausdruck meines Dankes, gelten sollen, alles ablehnen wird; aber Sorge dafür, dass ihm ein bestimmter Teil gesichert bleibt, auch gegen seinen Willen. Ein Wille kann sich ändern und es beglückt mich die Vorstellung, vielleicht noch einmal und wenn es nach vielen Jahren wäre, da helfen und Gutes tun zu können, wo mir's leider, wenn auch ohne Absicht, beschieden war, ein Herz zu beschweren und ihm weh zu tun.

An meinen Vater schreib' ich nicht; ich wünsche Auseinandersetzungen zu vermeiden. Meine Sache kann ich in keine besseren Hände legen, als in die Deinen, denn ich weiß wohl, was ich, trotz alledem,

an Dir hatte. So wenig Haldernsch ich vielleicht war, so wünsche ich doch in der Haldern'schen Gruft zu liegen. Dies ist mein letzter Wille. Deiner freundlichen Erinnerung bin ich gewiss.

Dein Waldemar.«

Er schob das Blatt beiseite, legte die Feder nieder und strich sich über Augen und Stirn.

»Und nun das Letzte.«

Und er nahm einen zweiten Bogen und schrieb.

»Mein geliebter Bolle! Du wolltest nicht den weiten Weg mit mir machen und so mache ich den Weiteren. Ich glaube, was Du tatest, war richtig und ich hoffe, das, womit ich nun abschlieÙe, soll es auch sein. Es gibt oft nur ein Mittel, alles wieder in Ordnung zu bringen. Vor allem klage ich Dich nicht an.

Die Stunden, die wir zusammen verlebten, waren, vom ersten Tage an, Sonnenuntergangsstunden und dabei ist es geblieben. Aber es waren doch glückliche Stunden. Ich danke Dir für alle Freundlichkeit und Liebe. Mein Leben hat doch nun einen Inhalt gehabt. ›Vergiss mich‹ – das darf ich nicht sagen, es käme mir nicht von Herzen und wäre auch töricht, denn ich weiß, Du wirst es nicht und kannst es nicht. So denn also: denke an mich. Aber denke an mich freundlich und vor allem verzichte nicht auf Hoffnung und Glück, weil ich darauf verzichtete. Lebe wohl. Ich schulde Dir das Beste.

Dein Waldemar.«

Als er beide Briefe eingetütet hatte, warf er sich in den Stuhl zurück und die freundlichen Bilder, die ihm dieser Sommer gebracht hatte, zogen noch einmal an seiner Seele vorüber. So wenigstens schien es, denn er lächelte. Dann aber nahm er das bereitgestellte Schächtelchen und schob das Innenkästchen aus der äußeren Hülse heraus.

Es ging schwer und man konnte sehen, dass er lange daran gesammelt und immer neue Käpselchen hineingezwängt hatte. »Schlafpulver! Ja, ich wusste, dass eure Stunde kommen würde.«

Und nun brach er die Kapseln einzeln auf und tat ihren Inhalt, langsam und sorgsam, in ein kleines, halb mit Wasser gefülltes Rubinglas.

»So, das ist es.«

Und während er das Glas hob und wieder absetzte, trat er noch einmal ans Fenster und sah hinaus. Der Mond, eine schwache Sichel, war aufgegangen und schüttete sein Licht über den Fluss und weit dahinter, über Feld und Wald.

»Es ist hell genug ... Und ich mag auch die Lampe nicht brennen und erst gegen Morgen verlöschen und verschwelen lassen, als hätte ich abgeschlossen, bei Rausch und Gelage. Mein Leben ein Trinkgelage gar!«

Und er löschte die Lichter und trank. Und dann nahm er seinen Platz wieder ein und lehnte sich zurück und schloss die Augen.



Abb. 2

Sechzehntes Kapitel.

Den dritten Tag danach war, ab Mittag, ein stilles, aber rühriges Treiben auf dem Bahnhof von Klein-Haldern. Eine dicht neben dem Stationshaus befindliche Pforte wurde mit Tannenzweigen umwunden, Oleander und Lorbeerbäume standen, eine Hecke bildend, am vorderen Rand und an dem Querbalken der Pforte hing ein großer Primaverenkranz, dessen Öffnung das Haldern'sche Wappen zeigte.

Hinter dem Stationshaus; hielten mehrere herrschaftliche Wagen, die Kutscher mit einem Trauerflor um den Hut, in einem, sich als Ausläufer des Bahnsteigs hinziehenden Gartenstreifen aber, schritten ein Dutzend schwarz gekleidete Personen auf und ab, Dorfleute mittleren Alters und sprachen ernst und leise miteinander.

Um drei Uhr dreißig kam der Zug.

»Haldern«, »Klein-Haldern«,

riefen die Schaffner und öffneten ein paar Abteile, aus denen verschiedene Personen ausstiegen: zunächst ein alter Geistlicher, von besonderer Würde, dem man wegen seines Amtes und seiner Jahre, den Vorrang gönnte. Dann ein Oberst mit seinem Adjutanten und endlich mehrere, reich dekorierte Herren, die selbst der Klein-Halderner Stationsbeamte nicht kannte. Die Hüte mit Federbüschen aber, und mehr noch der ausgesuchte Respekt, mit dem ihnen selbst, von Seiten des Oberst, begegnet

wurde, ließen keinen Zweifel darüber, dass es, wenn nicht Prinzlichkeiten, so doch Personen vom Hof oder, vielleicht auch, hohe Ministerialbeamte sein mussten. Alle gingen auf den Ausgang zu, vor dem die Wagen, im selben Augenblick, vorfuhren und eine Minute später, sah man nichts mehr, als eine Staubwolke, die sich, immer dichter werdend, auf dem halb gepflasterten Fahrweg dem nächsten Dorf zu bewegte.

Während sich diese Szene vor dem Bahnhofsbau abspielte, wurde, weiter abwärts im Zug, die große Schiebetür des letzten Waggons geöffnet und von innen her ein Sarg hinausgehoben, den jetzt sechs Träger aus der Zahl derer, die bis dahin im Garten auf und ab marschiert waren, in Empfang nahmen und auf ihre Schultern hoben; andere sechs gingen zur Ablösung nebenher und was sonst noch auf dem Bahnhof war, folgte. Solange dieser Zug, den auf eine kurze Strecke zur Seite des Bahnkörpers hinlaufenden Fahrweg innehielt, war alles still; im selben Augenblick aber, wo Sarg und Träger, von eben diesem Fahrweg her, in eine Kirschallee einbogen, die von hier aus gradlinig auf das nur fünfhundert Schritt entfernte Klein-Haldern zuführte, begann die Klein-Haldernsche Schulglocke zu läuten, eine kleine Bimmelglocke, die wenig feierlich klang und doch, mit ihren kurzen, scharfen Schlägen, wie eine Wohltat empfunden wurde, weil sie das bedrückende Schweigen unterbrach, das bis dahin geherrscht hatte.

So ging es nach Klein-Haldern hinein, ohne dass man etwas anderes, als die Schulglocke gehört hätte; kaum aber, dass man nach dem Vorbeifahren der Schmiede – mit der das Dorf nach der andern Seite hin abschloss – in die von Klein-Haldern nach Groß-Haldern hinüberführende, beinahe laubenartig zusammengewachsene Rüsterallee einmündete, so nahm auch schon ein allgemeines Läuten, woran sich die ganze Gegend beteiligte, seinen Anfang.

Die Groß-Halderner Glocke, die sie die Türkenglocke nannten, weil sie aus Geschützen gegossen worden war, die Matthias von Haldern aus dem Türkenkrieg mit heim gebracht hatte, leitete das Läuten ein; aber ehe sie noch ihre ersten fünf Schläge tun konnte, fielen auch schon die Glocken von Crampnitz und Wittenhagen ein und die von Orthwig und Nassenheide folgten. Es war, als läuteten Himmel und Erde.

Auf halbem Weg zwischen den Dörfern, lief ein Grenzgraben, über den eine steinerne Brücke führte. Jenseits dieser Brücke, betrat man die Groß-Halderner Feldmark und hier begann denn auch das Spalier, das Alt und Jung auf dieser letzten Wegstrecke gebildet hatte. Den Anfang machten die Schulen. Danach kamen die Kriegervereine mit einem Trompetercorps aus der nächsten kleinen Garnison und immer, wenn die Träger an einer Sektion vorüber waren, schwenkte diese dreigliedrig ein und folgte mit »Jesus, meine Zuversicht«.

Am Schluss aber, marschierten ein paar Dreizehner Veteranen mit der alten Kriegsdenkmünze, lauter Achtziger, die den Kopf schüttelten, niemand wusste zu sagen, ob wegen ihres Alters oder über den Lauf der Welt.

Und so ging es nach Groß-Haldern hinein, an dem alten Giebelschloss vorüber und unmittelbar auf die Feldsteinkirche zu, die, höher gelegen, als das sie umgebende Dorf, von terrassenförmig ansteigenden und, um diese Jahreszeit, dicht in Blumen stehenden Gräberreihen eingefasst wurde. Vor dem kleinen Rundbogenportal stand der Dorfgeistliche, neben ihm zwei Amtsbrüder und empfing den Toten, an geweihter Stätte. Zugleich setzten die Träger den Sarg herunter, auf den jetzt zunächst Palmenzweige gelegt wurden und trugen ihn, als dies geschehen war, den Mittelgang hinauf, bis vor den Altar. Hier stand der alte Generalsuperintendent, der von Berlin aus mitgekommen war, um die Trauerrede zu halten; die großen Lichter brannten und ihr dünner Rauch wirbelte, neben dem großen, halb-verblassten Altarbild, auf. Es stellte den Verlorenen Sohn ^[20] dar. Aber nicht bei seiner Heimkehr, sondern in seinem Elend und seiner Verlassenheit.

Die Kirche hatte sich, als der Sarg unmittelbar über der Gruftsenkung heruntergelassen war, auf all ihren Plätzen gefüllt und auch die, seit dem Tod Friedrich Wilhelms IV., sonntäglich meist leerstehende herrschaftliche Loge, *heute* war sie besetzt. Vorne-

[²⁰ Eine biblische Geschichte.]

weg erblickte man den alten Grafen, Waldemars Vater, in grauem Toupet und Johanniterkreuz, neben ihm, in tiefer und zurückhaltender Trauer, die Stiefmutter des Toten, eine noch schöne Frau, die, was geschehen war, lediglich vom Standpunkt des »Affronts« aus ansah und mit Hilfe dieser Anschauung über die vorschriftsmäßige Trauer, mit beinahe mehr als standesgemäßer Würde hinwegkam. Hinter ihr der jüngere Sohn (ihr eigener), Graf Konstantin, dem der ältere Bruder, um das Mindeste zu sagen, in nicht unerwünschter Weise Platz gemacht hatte. Seine Haltung war untadelig und gleichfalls von bemerkenswerter Gefasstheit, ohne die der Mutter ganz erreichen zu können.

Ein langes Lied, das teilweise in allerkräftigsten Wendungen allem Erdendunkel einen Riegel vorzuschieben versuchte, wurde gesungen; dann sprach der alte Generalsuperintendent schöne, tiefempfundene Worte – tiefempfundene, weil ihn im eigenen Haus schwerste Schicksalsschläge getroffen hatten – und als er nun vortrat und den Segen sprach und nach dem Singen des letzten Verses der Ton der Orgel nur noch leise nachzitterte, senkte sich der Sarg mit all den Kränzen, die ganz zuletzt noch auf ihn gehäuft worden waren, in die Gruft hinunter.

Eine tiefe Stille trat ein und die fremden Gäste steckten gerade die Köpfe zum Schlussgebet in den Hut, als man hinter einem der Pfeiler ein heftiges und beinahe krampfhaftes Schluchzen hörte. Die Gräfin sah empört zu der Stelle hin, von der es kam; aber der Deckung gebende Pfeiler ließ glücklicher-

weise nicht erkennen, wer die Anmaßung gehabt hatte, ergriffener sein zu wollen, als sie selbst.

Bolle, hatte die Fahrt nach Klein-Haldern schon mit dem Vormittagszug gemacht und, um die Zwischenzeit zu überbrücken, eine Stunde lang und länger, am Außenrand des Groß-Halderner Parks und dann wieder auf dem angrenzenden Wiesengrund verweilt. Dort sah er dem Vieh, das hier weidete, zu und war dann unter den Letzten, die die Kirche verließen. Er hielt sich abseits, ging noch eine Weile zwischen den Gräbern auf und ab und trat dann langsam seinen Rückweg zum Klein-Halderner Bahnhof hin an.

Alles war still, es klangen keine Glocken mehr und er hörte nichts als die Lerchen, die mit ihrem Tirili aus der 'ringsumher in Garben stehenden Mahd in die Luft emporflogen. Eine stieg höher, als die andere und er sah ihr nach, bis sie, hoch oben im Blau, verschwunden war.

»In den Himmel ... Ach, wer ihr folgen könnte ... Leben; leben müssen ... «

Und im Übermaß schmerzlicher Erregung und einer Ohnmacht nahe, setzte er sich auf einen Stein am Weg und verbarg seine Stirn in der Hand. Als er, nach einer Weile, wieder aufstand und seinen Weg, inmitten der Fahrstraße, fortsetzen wollte, hörte er, dass in seinem Rücken, von Groß-Haldern her, ein Pferdewagen, in raschem Trab, herankam. Er drehte sich flugs um und sah, dass es diesel-

ben Personen waren, die während der Trauerfeier mit im herrschaftlichen Kirchenstuhl gesessen hatten. Im letzten Wagen aber saß Waldemars Onkel, den Sommermantel zurückgeschlagen hatte, so dass man das große blaue Ordensband, das des schwedischen Seraphinenordens, in aller Deutlichkeit erkennen konnte.

Bolle wollte nicht gesehen werden und trat mit halber Drehung zur Seite, der alte Graf aber hatte ihn schon von Ferne erkannt und wurde einer flüchtig in ihm aufsteigenden Verlegenheit rasch Herr, erhob er sich im Wagen und lud ihn, durch eine freundlichverbindliche Handbewegung, zum Einsteigen ein.

Über Bolles Gesichtszüge ging ein Leuchten, das der schönste Dank war für die, bei Gelegenheiten wie diesen, nie versagende Ritterlichkeit des alten Grafen. Gleichzeitig aber, schüttelte er den Kopf und ging mit gelegentlichen Stopps, wodurch er sich absichtlich verspätete, auf Klein-Haldern zu. Von dessen Kirschallee aus und bald danach, sah er die weiße Dampfwolke des auf die Hauptstadt zueilenden Eisenbahnzuges. Eine Stunde später, soviel wusste er, kam ein zweiter Zug und bis dahin allein zu sein, war ihm keinesfalls unwillkommen, ja recht eigentlich das, wonach er sich sehnte.

Dazu hatte er nun tatsächlich mehr Gelegenheit, als ihm lieb war. Die Zeit wollte nicht enden und er sah unausgesetzt den langen Schienenweg hinauf, immer nach der einen Seite hin, von der der Zug kommen musste. Vergebens, er schien ausbleiben zu

wollen. Und doch war er todmüde von der Aufregung und Anstrengung. Er fror und seine Füße trugen ihn kaum noch. Endlich aber sah er, dass die Zugsignale betätigt wurden und bald danach auch, dass die großen Feueraugen der Lokomotive immer näher und näher kamen. Und nun Halt.

Eine Abteiltür wurde geöffnet und er stieg rasch ein und drückte sich, wegen der Wärme, in eine der Ecken und zog seinen Mantel fester um seine Schultern. Aber es half nichts und ein Fieber schüttelte ihn, während der Zug nach Berlin weiterdampfte.

»Bolle, Junge, wie siehst du denn aus! Dir sitzt ja der Dod um die Nase.«

So waren die Worte, womit die schon lange am ersten Treppengeländer wartende Witwe Pittelkow ihr Bollechen empfing und nicht zuließ, dass er noch höher hinauf in ihre Polzinsche Wohnung stieg.

»Komm, Junge und leg dich man gleich hier aufs Bett. Na, ich sage ... War's denn so doll? Oder haben sie dich geschubst? Oder haben sie dich wegjagen wollen? Oder er vielleicht? Na, dann erlebt er was, dann jag' ich ihn zum Deibel. Olga, Baby, wo bist du denn? Uff, sag ich un mache Feuer. Un wenn's kocht, rufst du mir. Hörst du ... Jott, Bolle, du bibberst ja man so. Was haben se dir denn gedan?«

Und dabei knöpfte sie dem Bruder den Anzug auf und schob ihm Kissen unter und deckte ihn mit zwei Bettdecken zu. Nach einer halben Stunde hatte sich Bolle soweit erholt, dass er sprechen konnte.

»Na, nu wird es ja wieder«,

sagte Pauline.

»Wenn die Mühle erst wieder geht, is auch wieder Wind da. Junge, dir war ja die Puste reine weg, un ich dachte schon, nu stirbt der auch noch.«

Bolle nahm die Hand seiner Schwester, klopfte und streichelte sie und sagte:

»Ich wollte, es wäre so.«

»Ach, rede doch nich so, Bolle. Du wirst ja schon wieder werden. Un bei allens is auch wieder 'n Glück. Jott, er war ja soweit ganz gut un eigentlich ein anständiger Mensch un nich so wie der Olle, der ans Ganze schuld is; warum hat er 'n mitgebracht? Aber viel los war nich mit ihm; er war doch man miesig.«

Bolle fühlte sich unter dem liebevollen Verhalten seiner Schwester erleichtert und die Tränen rannen ihm übers Gesicht.

»Weine man, Bollechen, weine man orntlich. Wenn's erst wieder druppelt, is es schon halb vorbei, grade wie bei 's Gewitter. Un nu trink noch 'ne

Tasse ... Olga, wo bist du denn? Ich glaube, die Jö-re schnarcht schon wieder ... Un nächsten Sonntag is Sedan ^[21], da machen wir auf nach 'n Finkenkrug un fahren Karussell un würfeln. Un dann würfelst du wieder alle zwölf.«

Die Polzin hatte oben horchend am Treppengeländer gestanden und, mit nur zu geübtem Ohr, jedes der Worte gehört, womit die Pittelkow ihr Bolleken, unten an der Korridor tür, empfangen hatte. Gleich danach aber, als sie die Tür unten ins Schloss fallen hörte, war sie wieder in ihre Stube gegangen, wo sich Polzin eben zu seiner Nachttoilette rüstete. Von einer solchen, ließ sich wirklich sprechen, denn er trug, weil er andauernd an einem trockenen Husten litt, auch beim Zubettgehen, eine schwarze, mit einem dicken Tuchstreifen gefütterte Militärkrawatte.

»Nu«,

fragte er, während er gerade flugs das Leder in die Schnalle schob.

^[21] Der **Sedantag** (auch *Tag von Sedan* oder *Sedanstag*) war ein Gedenktag, der im Deutschen Kaiserreich (1871–1918) *[sic!]* jährlich um den 2. September gefeiert wurde. Er erinnerte an die Kapitulation der französischen Armee *[sic!]* am 2. September 1870 *[sic!]* nach der Schlacht bei Sedan, in der preußische, bayerische, württembergische und sächsische Truppen *[sic!]* nahe der französischen Stadt Sedan *[sic!]* den entscheidenden Sieg im Deutsch-Französischen Krieg errungen hatten. Nach der Kapitulation seiner Armee *[sic!]* hatte sich der französische Kaiser Napoleon III *[sic!]* der persönlichen Gefangenschaft des preußischen Königs Wilhelm I. überlassen. Anlässlich dieses Tages *[sic!]* wurden ab 1871 *[sic!]* im ganzen Deutschen Kaiserreich *[sic!]* an zentralen Plätzen *[sic!]* Siegesdenkmäler errichtet und meist mit feierlichen Zeremonien am Vortag des Sedantages eingeweiht.“ Siehe Quelle im Internet: Seite „Sedantag“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 2. September 2024, 21:01 UTC.

URL: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Sedantag&oldid=248268058> (Abgerufen: 5. März 2025, 01:48 UTC)]

»Is er heil wieder da?«

»Heil? Was heißt heil? Der wird nich wieder.«

»Is eigentlich schade drum.«

»I wo. Gar nich ... Das kommt davon.«

Epilog.

Diskriminierung und Verweigerung von Rechtmäßigkeit wurde queeren Menschen schon fast immer in Gänze und mit großer Grausamkeit verwehrt. Dabei stand stetig die Tatsache vorne an, dass es sich, wie in unserer Geschichte, um zwei Männer handelte, die sich lieben und miteinander intim sein wollen.

In Waldemars und Bolles Fall, spielen hier jedoch andere, scheinbar wichtigere Dinge im Vordergrund eine gewichtigere Rolle, wodurch die „schwule Problematik“ in den „Sanktionierungsschatten“ gerät. Waldemar ist Adliger und Bolle, aus Sicht des Adels, Proletarier und dieser Standesdünkel, der beider Leben bestimmt, ist die eigentliche Schande einer solchen Verbindung.

Unser Roman zeigt uns hier besonders perfide, wie absurd und nachgerade pathologisch, Diskriminierung und Ausgrenzung per se sind und wie, historisch gesehen, lange Zeit diese gesellschaftlichen Verhältnisse dazu führen, dass blutjunge Menschen, aus Verzweiflung und unerfüllbarer Liebe, ihr Leben selbsttätig und „freiwillig“ beenden.

Bildquellen	
Nr. Abbildung	Art + Herkunft der Abbildung
Abb. 1	Abbildung einer KI: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Zeige den Kleinbürger Bolle, 20 Jahre alt.“ Persönliche Kommunikation, 05.03.2025. ChatGPT 4, Nr. 1741173274.png <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Bolle.
Abb. 2	Abbildung einer KI: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4 (chat-gptx.de), Antwort an Autor auf die Anfrage: „Zeige einen deutschen jungen Mann aus dem Jahr 1890, der auf dem Boden seines Zimmers liegt und ohnmächtig ist.“ Persönliche Kommunikation, 04.03.2025. ChatGPT 4, Nr. 1741069725.png <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Waldemar, nach seiner Selbststötung.



Christoph T. M. Krause (Hg.)

Die Leiden des queeren Werther

Das Werther-Trio und sein Ende

Nach Johann Wolfgang von Goethe

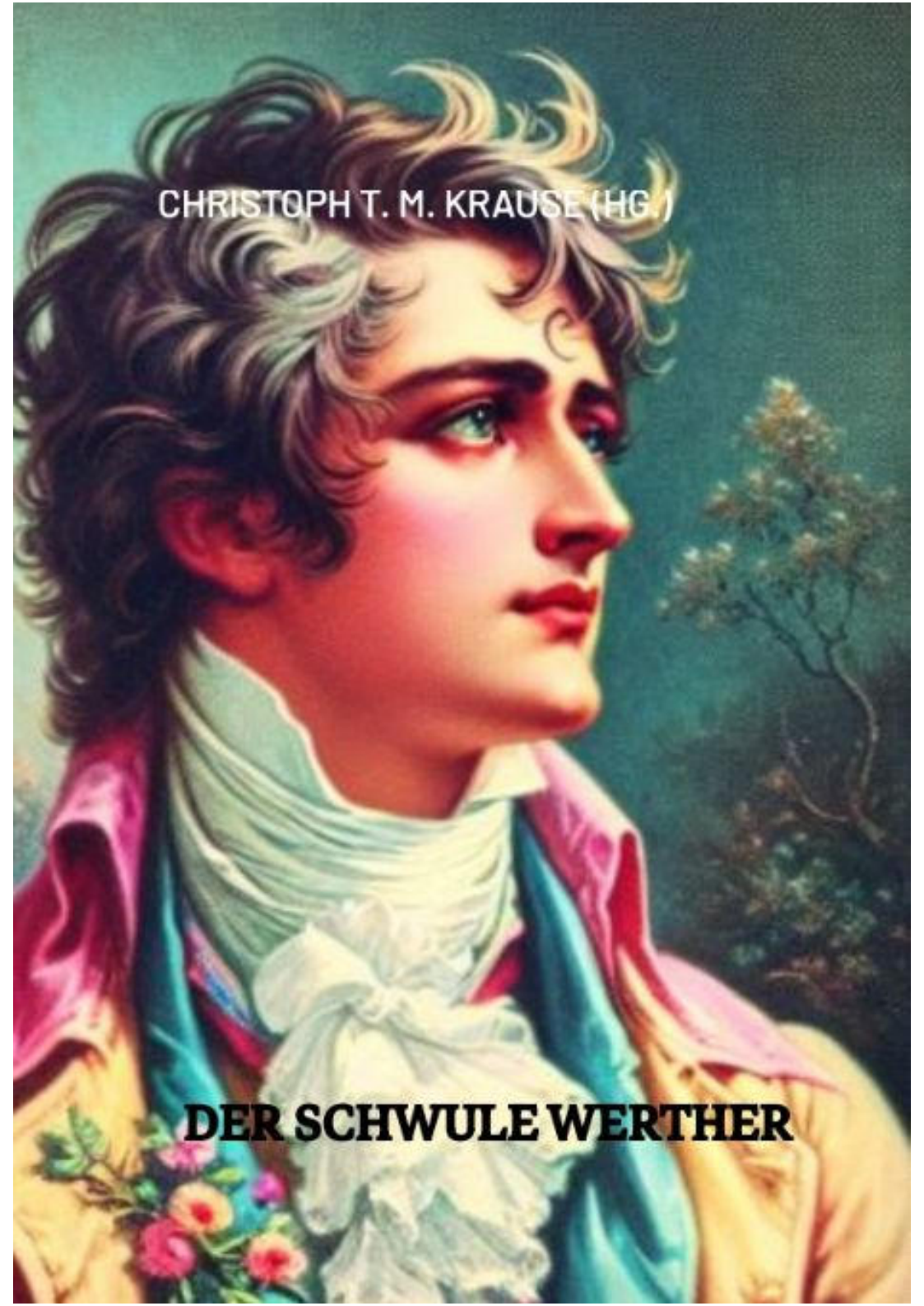
Über dieses Buch.

Der Roman „*Die Leiden des queeren Werther*“ basiert auf dem Werk von Goethe, das nicht nur ein deutscher Klassiker des Sturm und Drang, sondern auch Weltliteratur der besonderen Art ist.

Er erzählt eine Geschichte, die wahrscheinlich jede:r einmal im Leben durchmacht. Werther verliebt sich unsterblich in Lotte, die jedoch wiederum bereits Albert versprochen ist.

An dieser Stelle erfahren wir in diesem Buch etwas völlig Unbekanntes und Neues, nämlich dass Werther erkennen muss, dass er auch Männer lieben kann, zumindest hat er ein Auge auf so manchen Burschen, der ihm begegnet oder er wird gleichermaßen von mehreren, älteren Männern begehrt und beworben. Erschwerend muss Werther dann noch erfahren, dass seine geliebte Lotte ein großes, unerwartetes Geheimnis birgt, nämlich dass sie männlich geboren wurde und, bereits seit Jahren, heimlich als Frau lebt. Selbst Albert weiß hiervon noch nichts. Es steht also in dieser Ménage-à-trois alles in Frage und das große Durcheinander der Gefühle, führt am Ende dazu, dass sich Werther von seinen vergötterten Lieblingen trennt und in eine neue Zukunft abreist. Dort allerdings gehen seine Qualen weiter und führen ihn unweigerlich und erbarmungslos, zu einem tragischen Ende, das auch für seine Freund:innen böse ausgehen wird.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause: www.kaybook.de**



CHRISTOPH T. M. KRAUSE (HG.)

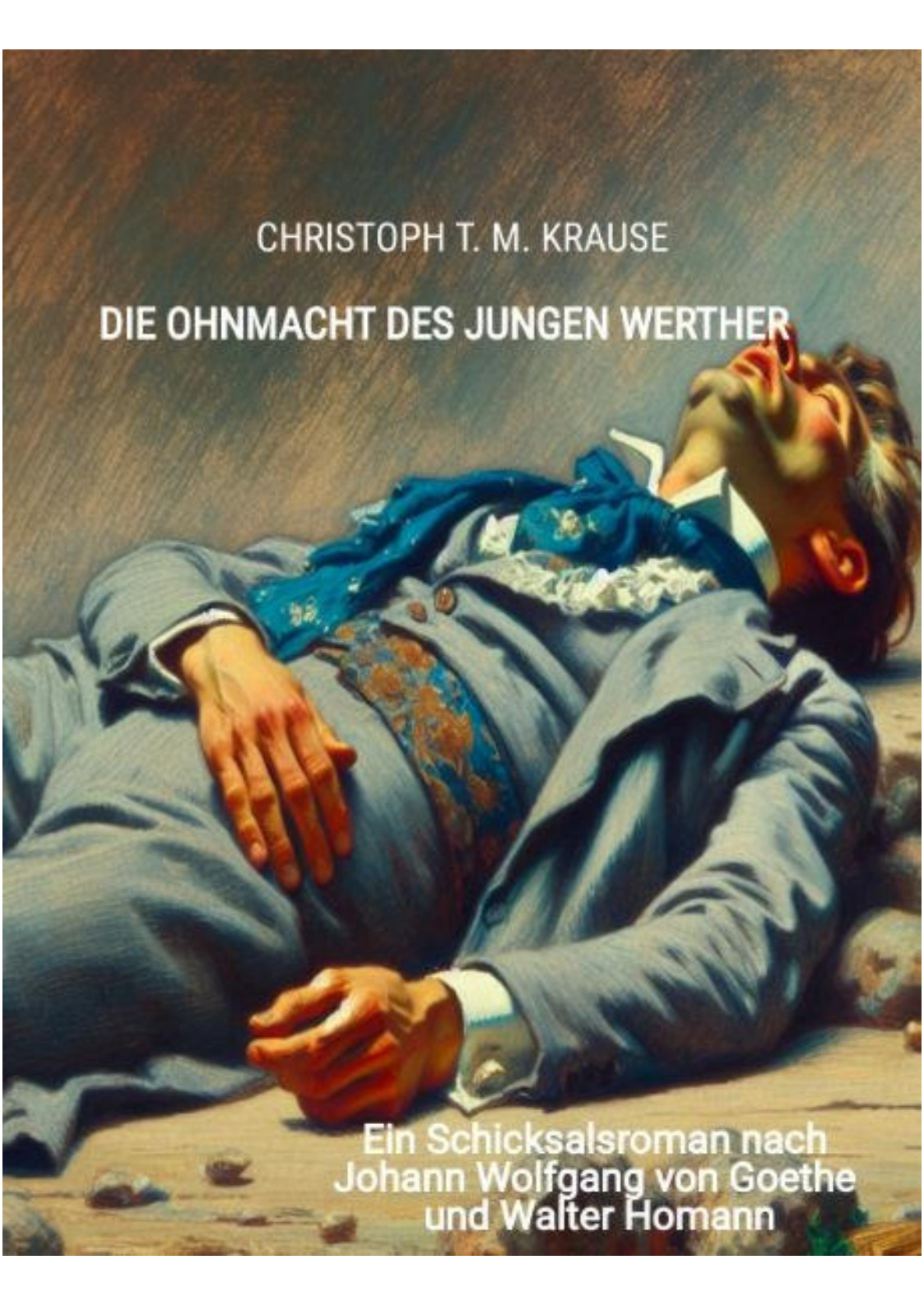
DER SCHWULE WERTHER

Über dieses Buch.

„Der schwule Werther“ ist anders, als der, den wir bereits von Goethe kennen. Der anonyme Autor Narkissos bringt 1902 Werthers Tagebuch heraus. Dieser „neue“ Werther hat ganz ähnliche Probleme, wie Goethes Protagonist, er aber ist schwul, will diesen Makel aber loswerden. Er beginnt eine Hypnosetherapie und hofft darauf, einmal heterosexuell werden zu können.

Doch dann lernt er einen ruhigen und zurückhaltenden, jungen Mann kennen und verliebt sich über beide Ohren. Als dieser, nach langem Zögern, endlich Werthers Werben nachgibt, entwickelt sich eine große Liebe zwischen den beiden. Die Hypnosetherapie scheitert erwartungsgemäß, aber Werther wird zusehends unzufrieden, weil seine Erwartungen an Alfred diesen stark überfordern. Alfred zieht sich vorsichtig zurück, auch aus Angst vor einem öffentlichen Eklat. Als Alfred seine Probleme thematisiert, greift Werther verzweifelt zur Waffe.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause:
www.kaybook.de**



CHRISTOPH T. M. KRAUSE

DIE OHNMACHT DES JUNGEN WERTHER

Ein Schicksalsroman nach
Johann Wolfgang von Goethe
und Walter Homann

Über dieses Buch.

„Die Leiden des jungen Werther“ von Goethe und die Wertheriade **„Das Tagebuch einer männlichen Braut“** von Walter Homann fließen in diesem Buch erzähltechnisch und thematisch zusammen und werden zu einer neuen, spannenden Transgeschichte, die es so noch nie gab.

Werther ist auch hier anders, als der, den wir bereits von Goethe kennen; es kommt die Geschichte einer Transfrau, die sich selbst zunächst „nur“ für schwul hält, erschwerend als Lebensproblematik hinzu. Der zunächst scheinbar „nur“ schwule Werther schildert seine Schwierigkeiten im Deutschen Kaiserreich, als „Abartigkeiten“, wie Schwulsein noch strafbar und im höchsten Maße gefährlich waren, es sei denn „Verkleidungen“ von Männern, die Frauen „imitieren“, fanden nur im Varieté statt.

Trotz aller Freiräume, die sich Werther dort verschafft und trotz aller mehr oder weniger gelungenen Liaisons mit oft älteren Schwulen, die selbst nur versteckt leben können, scheitert Werther an seinen Versuchen, als Frau den Mann seiner Träume zu finden, mit dem er endlich Frau und glücklich sein kann. Als er zur Waffe greift, um seinem qualvollen Schicksal ein Ende zu machen, überlebt er unerwartet und fällt in ein jahrelanges Koma. Eine neue, medizinische Technologie ermöglicht es Werther später, eingefroren zu werden, bis dass die Medizin ihn heilen kann.

Im Jahr 2035 wacht er endlich wieder auf und findet sich in einer neuen, freizügigeren Welt wieder, die es ihm sogar ermöglicht, zu heiraten und endlich glücklich zu werden. Queere Menschen haben inzwischen, fast alle, ihnen gebührende Bürgerrechte.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause:
www.kaybook.de**

CHRISTOPH T. M. KRAUSE

Das neue Leben des jungen Werther



**Ein Fortsetzungsroman zu
"Die Ohnmacht des jungen Werther"
Eine Wertherliade nach
Johann Wolfgang von Goethe**

2035

Über dieses Buch.

Werther hatte seinen Freitod schwerverletzt überlebt und fiel in ein jahrelanges Koma; die todbringende Waffe hatte einen irreparablen Hirnschaden bei Werther angerichtet.

Nachdem, Jahre später, ein Forscherteam das Einfrieren von Menschen experimentell verwirklichen kann, entscheidet sein Verlobter Fredy, die kryonische Methode bei Werther und sich selbst auszuprobieren. Im Jahr 2035 werden beide aufgeweckt, weil inzwischen eine Heilung von Werther möglich erscheint.

Werther und Fredy wachen in einer, für sie, futuristischen Welt auf. Fredy nimmt jedoch an der Einfrierung Schaden und kommt in ein Pflegeheim. Werther lernt eine neue Liebe kennen und macht mit ihm eine Hochzeitsreise nach Sri Lanka. Werther ist glücklich, weil er nun endlich, ohne Gefahren und rechtliche Verbote, sein Leben als Frau mit Aasha teilen kann.

Dann ändern sich jedoch ihre Vorlieben. Aasha akzeptiert Werther, in seiner Identität als schwuler Mann und auch Werthérie, in ihrer „Version“ als Transfrau, bevorzugt es jedoch, wenn sie in beiden Rollen körperlich unverändert männlich bleibt. Werther/Werthérie ist (jeweils) einverstanden und „beide“ leben ihre Identitäten so aus, wie es „ihnen“ und Aasha gerade situativ gefällt.

Ihr großes Glück wird jedoch erneut vom Schicksal tragisch herausgefordert; als sie aus Sri Lanka nach Hause fliegen wollen, geschieht das Unfassbare.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause:
www.kaybook.de**

DIE LEIDEN DES SCHWULEN GRAFEN

Eine Wertheriade nach Theodor Fontane

CHRISTOPH T. M. KRAUSE (HG.)



tredition

Über dieses Buch.

1890. Ein reicher Adelsmann, namens Waldemar, lernt, auf einer Gesellschaft, den Burschen Bolle kennen, der niederen Standes ist und verliebt sich, verbotswidrig und mit Haut und Haaren, in diesen. Schon alleine, fast tägliche Besuche auf Bolles Zimmer, beunruhigen alle nicht direkt Beteiligten der jeweiligen Familien, sowohl, aus der Sicht des Adels, als auch, der des Kleinbürgertums und werden in Berlin zum brisanten Stadtgespräch.

Dabei spielt es erstaunlicherweise eine untergeordnete Rolle, dass sich hier zwei Männer zu lieben scheinen, sondern im Vordergrund steht hauptsächlich die Tatsache, dass Waldemar für jemanden „unter Stand“ Interesse zeigt. Nachdem dieser sich bei seinem Onkel, einem angesehenen Grafen, Rat sucht, wie und ob er seinen Eltern seine Liäson beichten soll, erfährt Bolle von dieser „Veröffentlichung“ und zieht sich daraufhin, aus Angst vor Konsequenzen jeglicher Art, von Waldemar zurück. Waldemar aber, der bereits, durch seine Beteiligung am und eine Verwundung im Krieg, gesundheitlich und seelisch stark geschwächt ist, kann diese Zurückweisung nicht verwinden und beschließt, seinem Leiden ein Ende zu setzen. Aus Angst, bleibt sein Revolver unbenutzt, wird jedoch durch eine Giftkapsel ersetzt, die ihr zerstörerisches Werk an einem blutjungen Adligen vollendet

Bolle bleibt schwer angeschlagen und, für die Zukunft, auf ewig gezeichnet, einsam im Hause seiner Schwester zurück.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause: www.kaybook.de**

